

Geisenheimer Zeitung

General-Anzeiger für den Rheingau.

Anzeigebblatt der Stadt Geisenheim.

Fernsprecher Nr. 123.

Fernsprecher Nr. 123.

Erscheint
wöchentlich dreimal, Dienstag, Donnerstag und Samstag.
Samstags mit dem 8-seitigen „Illustrierten Unterhaltungsblatt“.
Dienstags mit der 4-seitigen Beilage „Deutere Blätter“.
Bezugspreis: 1 M 50 J vierteljährlich frei ins Haus oder durch
die Post; in der Expedition abgeholt vierteljährlich 1 M 25 J.



Insertionspreis
der 6-gespaltenen Pettzeile oder deren Raum für Geisenheim 10 J;
auswärtiger Preis 15 J. — Reklamenpreis 30 J.
Bei mehrmaliger Aufnahme Rabatt nach Tarif.
Nr. 2789a der Reichspost-Zeitungsliste

Nr. 105.

Verantwortlicher Redakteur:
Arthur Jander in Geisenheim a. Rh.

Dienstag den 8. September 1914.

Druck und Verlag von Arthur Jander
in Geisenheim a. Rh.

14. Jahrg.

Der Völkerkrieg.

Boulogne von den Franzosen geräumt.

— Berlin, 4. Septbr. (B. Z.) Die Londoner „Evening News“ vom 29. August bringen eine Central-Depesche, die vom offiziellen Zensurbureau zugelassen wurde, des Inhalts, daß Boulogne von den verbündeten Truppen geräumt wurde.

Boulogne-sur-Mer liegt an der Nordküste Frankreichs am Ärmelkanal. Direkte Schiffslinien verbinden es mit den englischen Südküsten.

Amiens in deutschen Händen.

— Rotterdam, 4. Septbr. (B. Z.-A.) Der Berichtshüter der „Times“ meldet über die letzten Operationen in Nordfrankreich: Das Somme-Tal wurde aufgegeben, und Amiens ist in deutschen Händen. Nach einem blutigen Kampf geliefert und die Engländer aus La Fere zurückgezogen worden waren, wurde dieses Fort von den Deutschen genommen. Der dreitägige Kampf bei Amiens erreichte seinen Höhepunkt in einem blutigen Treffen bei Moreuil, wo der Erfolg wieder auf deutscher Seite war. Die Verbündeten zogen in guter Ordnung zurück. „Daily Chronicle“ meldet, daß deutsche Truppen sich schon bei Creil zeigten und sogar bei Senlis, so daß der Kanonendonner bereits in Paris zu vernehmen sein dürfte.

Paris zur Verteidigung entschlossen.

— Paris, 4. Septbr. Nach einer amtlichen Mitteilung hat General Gallieni, der Kommandant von Paris, folgenden Aufruf an das Heer und die Bevölkerung der französischen Hauptstadt gerichtet: „Die Mitarbeiter der Regierung der Republik haben Paris verlassen, um der nationalen Verteidigung einen Antriebsimpuls zu geben. Ich habe den Auftrag erhalten, Paris gegen Eindringlinge zu verteidigen. Diesen Auftrag werde ich bis zum Ende erfüllen.“

Japan auf einen langen Feldzug gefaßt.

— London, 3. September. (W. T. B.) „Daily Telegraph“ zufolge bereiten sich die Japaner auf einen längeren Kriegsdauer in Mandschou vor. Sie wollen langsam und methodisch vorgehen und das Menschenmaterial möglichst schonen. Das Parlament werde Kredite bewilligen, um die Heere bis zum nächsten Jahre in Mandschou zu unterhalten. Japanische Blätter bringen auch Nachrichten aus China, im Jangtsi-Tale stehe eine Revolution bevor, die mit den Bestrebungen auf Befreiung der Mandschou-Mandats zusammenhänge.

Zum Sinken gebrachte englische Schiffe.

— Stockholm, 4. September. Die bekannte englische Zeitung „Shipping and Mercantile Gazette“ schreibt: „Unter stolzer Gläubigkeit, daß die britische See keine Verluste durch Deutschland erleiden hätte, ist ein Irrtum. Man meldet, daß das Schiff „City of Winchester“, von Rosario nach Rotterdam mit Getreide, von einem deutschen Kreuzer, 160 Meilen östlich von Pernambuco (Brasilien) zum Sinken gebracht ist. Kapitän und Mannschaft wurden nach dem Sinken gerettet. Ein anderes englisches Fahrzeug, „City of Winchester“, ein neuer Dampfer, wurde wenige Tage nach der Kriegserklärung gleichfalls von einem deutschen Kreuzer in der Ostsee versenkt. Derselben Zeitung zufolge geht man davon aus, daß Getreidedampfer vom Schwarzen Meer durchgelassen werden.“

Die katholische Geistlichkeit im Elsaß.

— Straßburg, 4. Septbr. Der Kommandierende General von Deimling hat an den Bischof von Straßburg folgendes Schreiben gerichtet: „Gemeinnützig beehre ich mich, auf das gefällige Schreiben vom 17. August dieses Jahres erwidern zu erwirken, wonach Geistliche sich während der Kämpfe des Elsaß-Heeres im Elsaß einer Unkorrektheit schuldig gemacht hätten, mir nicht bekannt geworden sind.“

Die Lage auf den Kriegsschauplätzen.

Die Festung Mauberge, die unser rechter Flügel bei den schnellen Vorwärtsschritten im Süden gelassen hat, ist hart beschossen und dürfte jetzt schon gefallen sein. Die Subarmee unter dem Kronprinzen von Bayern, Generaloberst von Heeringen, mußte sich bisher in der Gegend von Mauberge halten. Da ihr in Französisch-Loth-

ringen starke feindliche Streitkräfte gegenüberstanden. Nun geht auch diese Armee zur Offensive vor. Sie hat einen Angriff auf die Festung Nancy eingeleitet, wohin sich viele französische Truppen, zum Durchbruch nach dem Elsaß bestimmt, zurückgezogen haben. Der Kaiser wohnte diesen Kämpfen bei. Unsere Angriffsbewegungen im Westen schreiten also günstig voran. Einen Erfolg haben wir auch in Belgien zu verzeichnen. Die Stadt Vendermonde, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, halbwegs zwischen Brüssel und Antwerpen, ist in unserem Besitz.

Und nun im Osten! Die Oesterreicher haben Lemberg geräumt, freiwillig aus taktischen Gründen. Denn dieser österreichischen Armee steht eine zu große feindliche Übermacht entgegen, der gegenüber sie sich zunächst defensiv verhalten muß. Der Plan, den Feind in Südpolen zurückzuschlagen, ist glänzend gelungen, und auf Grund der militärischen Überlegenheit und bewundernswürdigen Tapferkeit der österreichischen Truppen darf man hoffen, daß die Russen auch in den übrigen Stellungen geschlagen werden. Siegen werden die Oesterreicher, wenn es auch langsam geht und nur unter großen Schwierigkeiten.

Auch unsere Flotte ist eifrig bei der Arbeit. Ein deutsches Geschwader, bestehend aus zwei Kreuzern und vier Torpedobooten, hat fünfzehn englische Fischerboote mit einer Ladung von Fischen in der Nordsee weggenommen und die Mannschaft und die Fischer gefangen nach Wilhelmshaven gebracht. Ferner verläutet mit großer Bestimmtheit, daß der große englische Kreuzer „Warrior“ im Adriatischen Meerbusen in der Nähe der montenegrinischen Küste das Opfer einer österreichischen Seemine geworden ist.

Sofortige Verstärkung der deutschen Flotte.

Im Anschluß an frühere ähnliche Besprechungen fand am Sonnabend im Reichstagsgebäude unter dem Vorsitz des ersten Vizepräsidenten Dr. Baasche eine Beratung führender Mitglieder der bürgerlichen Parteien des Reichstages in der Absicht statt, den festen Willen von Abgeordneten, die sicher den Reichstag und das deutsche Volk hinter sich haben, zu bekräftigen, auch im Kampf zur See alle Kräfte der Nation bis zum Ende einzusetzen. Der hohen politischen Bedeutung des gefaßten Beschlusses entsprechend, wurde sogleich nach Abschluß der Beratung nachfolgende Mitteilung dem Staatssekretär des Reichsmarineamtes zur Kenntnis gebracht:

Die unterzeichneten Mitglieder des Reichstages erklären sich bereit, in ihren Fraktionen und im Reichstage dafür einzutreten, daß alle Maßregeln des Reichsmarineamtes, welche die Kriegsmacht erhöhen, in ehrsrechtlicher Hinsicht und bezüglich der Rechnungslegung genehmigt werden. Insbesondere sind sie bereit, einzutreten:

1. für sofortigen Ersatz verlorener Schiffe,
2. für sofortige Durchführung aller 1912 beschlossenen Maßnahmen,
3. für sofortigen Bau des 1915 fälligen Schiffeersatzes,
4. für Herabsetzung der Lebensdauer der Schiffe von 20 auf 15 Jahre.

Unterzeichnet ist die Mitteilung an den Staatssekretär von den Abgeordneten Dr. Baasche, Frhr. von Camp, Erzberger, Groeber, Dr. Blemer, Graf Westarp, Schulz-Bromberg.

Das Geheimnis der französischen Artillerie.

Die französische Heeresleitung hatte geglaubt, ihre Artillerie sei durch die sogenannten Maladrins der feindlichen Artillerie überlegen. Worin diese Maladrins bestanden, hielt sie geheim. Jetzt ist ein Einblick in dieses so sorgsam gehütete Geheimnis gestattet. Der Kriegsberichterstatter der „Deutschen Tageszeitung“ schreibt über diese Maladrins: „Nach der Meinung der französischen Artilleriefachverständigen, die nach diesem Kriege eine erhebliche Aenderung erfahren dürfte, konnten die Franzosen auf Hauptkugeln verzichten, weil durch die Maladrinsplatte ihren Kanonengeschossen die gekrümmte Flugwirkung der Hauptkugeln gegeben werden konnte. Noch vor wenigen Wochen hätte mancher Fachmann viel Geld dafür gegeben, wenn er einen dieser bereits zu papiererner Berühmtheit gelangten „Maladrins“ zu sehen bekommen hätte. Jetzt lagen sie in Massen vor uns, und ein Kraftwagenführer steckte sich eine Handvoll in die Tasche, um sie seinen Kindern als Spielzeug mitzubringen. Es sind einfache platte eiserne Ringe von verschiedener Größe und Breite, die vorn an den Hals der Geschosse gepreßt werden, um den diesem entgegengesetzten Luftwiderstand zu erhöhen und so die steile Wogenbahn der Kanibale zu erzielen. Eine Erfindung, die in der Tat sehr einfach ist. Ob zweckmäßig, das werden ihre begeisterten Verehrer nachher selbst wissen. Zum Aufpressen der Maladrins befindet sich an jedem Projektil ein besonderer Apparat. Die beiden gepanzerten Deckflächen des Projektils dienen dabei dem die Zurückführung ausführenden Kanonier als Deckung, wenn nicht gerade die deutsche Granate den Inhalt zur Explosion bringt.“

Berlin, 7. Sept. Die heute hier eingetroffene Times vom 2. d. Mts. enthalten eine Nachtragsverlustliste der Admiralität, in der die Namen der Besatzung der geschützten Kreuzer „Arctusa“ und „Fearless“, der Torpedobootzerstörer „Druid“, „Laertes“, und „Phönix“ enthalten sind.

Gleiwitz, 7. Sept. Bei dem Militärgottesdienst in der katholischen Allerheiligen-Kirche stimmten auf Veranlassung des Pfarrers Langer die Soldaten sowohl wie die Gemeinde „Die Wacht am Rhein“ an. (Oberstleut. Wanderer.)

Wien, 7. Sept. Amlich wird gemeldet: Am 3. Sept. beschossen die Russen die in weitem Umkreise um die Stadt Lemberg errichteten Erdwerke. Unsere Truppen waren jedoch bereits abgezogen, um die offene Stadt vor einer Beschädigung zu bewahren und weil die operativen Rücksichten dafür sprachen, Lemberg dem Feinde zu überlassen. Das Bombardement hat sich somit nur gegen unverteidigte Deckungen gerichtet. Die Armee dankt sich neuerdings in heftigen Kämpfen. An den sonstigen Fronten herrscht nach den großen Schlachten der vergangenen Woche verhältnismäßige Ruhe. Der stellvertretende Chef des Generalstabes von Höfer, Generalmajor.

Stockholm, 7. Sept. Ueber die Haltung Schwedens erklärt die Nordköpings Tidningar, daß Schweden nunmehr eine Streitmacht von ungefähr 450.000 Mann auf die Beine bringen könnte und daher wohl im Stande sei, seine Neutralität zu sichern. Am Schluß der Ausführungen heißt es: die Neutralität, die wir bisher beobachteten, wollen wir auch weiter aufrecht erhalten. Ein Schweden, an die vielen Feinde Deutschlands angeschlossen, ist aber etwas Unbekanntes.

Kopenhagen, 7. Sept. Wie die hiesige „Politiken“ mitteilt, sind in Stockholm Meldungen eingegangen, denen zufolge 250.000 Russen in Archangelst eingeschifft wurden, um in England an Land gesetzt zu werden. Aus Malmö meldet das „Sjöväsende Dagblad“: Unter Korrespondent in Ystad in Schweden teilt uns mit: Ein schwedischer Dampfer aus England ist heute hier angekommen. Der Kapitän war in der Lage, einiges von den Vorgängen in England mitzuteilen. Er erzählt, daß er während des Aufenthaltes in Hartlepool von zuverlässiger Quelle zu wissen erhalten hätte, daß große russische Truppentransporte während der letzten Tage in Wirkenhead, Liverpool und Aberdeen an Land gesetzt worden sind. Die Auslieferung, die von Archangelst auf englischen Truppentransportschiffen unter Begleitung eines großen englischen Geschwaders sich vollzogen hat, sei glatt von staten gegangen. Ein norwegischer Dampfer, der auf dem Wege nach Hartlepool war, wurde von einem englischen Kreuzer angehalten, und nach deutschen Kriegsschiffen befragt. Nach mehrfachen Mitteilungen soll die Zahl der russischen Truppen 70 bis 80.000 Mann betragen. Die Truppen sollen von den nördlichen Landungsplätzen mit der Eisenbahn nach Devonport am Kanal transportiert worden sein, um von dort aus nach Brest und Cherbourg ins nördliche Frankreich weiter befördert zu werden. Alle diese Transporte vollzogen sich in der größten Heimlichkeit.

Das Gouvernement Rüttich

warnet vor Zugung von Arbeitern nach Rüttich, da wegen Arbeitslosigkeit der Stillstand der Betriebe Beschäftigung vollständig ausgeschlossen ist.

Vor dem Eingreifen der Türkei in den Weltkrieg.

Daß die Türkei in den Weltkrieg eingreifen wird, ist nur noch die Frage weniger Stunden. Sie steht voll und ganz auf Seiten des Dreibundes. Mit dem tatkraftigen Enver Pascha an der Spitze und gestützt auf ein gut ausgebildetes Heer wird sie uns ein willkommenes Bundesgenosse im Kampfe gegen das Moskowitertum sein. Von besonderer Bedeutung ist folgende Meldung der südwestlichen Korrespondenz aus Sofia:

Der russische Minister des Aeußern, Sazonow, hat an das bulgarische Kabinett die telegraphische Anfrage gerichtet, ob Bulgarien im Falle eines russisch-türkischen Krieges wohlwollende Neutralität beobachten werde. Diese Depesche hat in Sofia begreiflicherweise die größte Sensation hervorgerufen. Die öffentliche Meinung Bulgariens ist gegen Rußland gerichtet.

Vielleicht wird jetzt Bulgarien die Gelegenheit benutzen, den Serben, die seit dem zweiten Balkankriege seine erbittertesten Feinde sind, eins auszuwichen und ebenfalls im Bunde mit der Türkei Rußland den Dank für die Begünstigung Serbiens abzustatten. Daß Bulgarien gegenüber Rußland wohlwollende Neutralität beobachten wird, ist jedenfalls kaum zu erwarten.

Antwerpen in Zepfelin-Angst.

— Kopenhagen, 3. Septbr. (Berl. Vol.-Anz.) In Antwerpen lebt man in beständiger Furcht vor dem

kommandoement durch die deutschen Zeppelin-Luftschiffe. Ueberall sind Sicherheits- und Verteidigungsmaßnahmen gegen die Gefahr von oben getroffen. Der gestrige Angriff des Zeppelin-Luftschiffes wurde mit beständigem Feuer aus Mitrailleusen und Kanonen abge schlagen. Trotzdem vermochte das Luftschiff erheblichen Materialschaden anzurichten.

Französischer Flottenangriff in der Adria.

— Paris, 3. Septbr. Die französische Flotte hat gestern die Befestigungswerke und die Mee von Cattaro beschossen. Die Beschießung verursachte großen Schaden. Mehrere Gebäude wurden beschädigt und gerieten in Brand.

König Albert von Belgien verwundet.

— Kopenhagen, 3. Septbr. (Berl. Lok.-Anz.) Das gestrige Bombardement von Mecheln richtete großen Schaden an. König Albert, der sich bei seinen Truppen befand, wurde an einer Hand durch ein Granatstück leicht verwundet. Er leitete persönlich den Rückzug der Truppen. Die Granate schlug in seiner unmittelbaren Nähe ein, die Hinterräder seines Automobils wurden zertrümmert.

Die Flucht der französischen Regierung nach Bordeaux.

Die französische Regierung ist am Donnerstag wegen der drohenden Belagerung aus Paris geflohen und nach Bordeaux übergesiedelt. Diesen schmerzlichen Entschluß haben der Präsident Poincaré und die Minister dem Lande in einem Manifest bekannt gemacht, aus dem wir hier einige Stellen wiedergeben:

„... Um über das Heil der Nation zu wachen, haben die Behörden die Pflicht, sich zeitweilig von Paris zu entfernen. Indessen wird der hervorragende Oberbefehlshaber der französischen Armee voll Mut und Begeisterung die Hauptstadt und ihre patriotische Bevölkerung gegen den Eindringling verteidigen. Aber der Krieg soll gleichzeitig im übrigen Lande weitergeführt werden.

Keine unserer Armeen ist in ihrem Bestand erschüttert worden. Wenn einige von ihnen sehr bemerkenswerte Verluste erlitten haben, so sind die Lücken sofort von den Depots aus wieder ausgefüllt worden, und der Aufruf der Rekruten sichert neue Quellen an Menschen und Energie. Widerstand und Kampf, das soll die Parole der verbündeten englischen, russischen, belgischen und französischen Heere sein.

Es ist unumgänglich notwendig, daß die Regierung freie Hand behält. Auf Wunsch der Militärbehörden verlegt die Regierung daher für den Augenblick ihren Aufenthalt nach einem Punkt Frankreichs, wo sie in ununterbrochener Verbindung mit der Gesamtheit des Landes bleiben kann. Sie fordert die Mitglieder des Parlaments auf, sich nicht fern von ihr zu halten, um gegenüber dem Feinde zusammen mit der Regierung und ihren Kollegen den Sammelpunkt der nationalen Einheit zu bilden. Die Regierung verläßt Paris erst, nachdem sie die Verteidigung der Stadt und des besetzten Lagers durch alle in ihrer Macht stehenden Mittel sicher gestellt hat. Sie weiß, daß sie es nicht nötig hat, der bewunderungswürdigen Pariser Bevölkerung Ruhe, Entschlußkraft und Kaltblütigkeit zu empfehlen. Die Bevölkerung von Paris zeigt jeden Tag, daß sie den größten Pflichten gewachsen ist. Franzosen, zeigen wir uns dieser tragischen Umstände würdig! Wir werden den endlichen Sieg erringen, wir werden ihn erringen durch den unermülichen Willen zum Widerstand und zur Beharrlichkeit. Eine Nation, die nicht untergehen will, und die, um zu leben, weder vor Leiden noch vor Opfern zurückschreckt, ist sicher, zu siegen.

Ein schönes Geschwafel der ausreisenden Regierung, das indessen die Pariser Bevölkerung über den drohenden Ernst der Lage nach den wochenlangen Lügenberichten der Presse aufklären wird! Nach einem Brief des Pariser Korrespondenten des „Giornale d'Italia“ erwartet man übrigens in Paris die Deutschen zum 10. September. Wenn sie nur nicht schon eher da sein werden!

Die Flucht der Garnison von Lille.

Der Korrespondent des „Giornale d'Italia“ berichtet aus Lille: „Die Einberufenen fanden keine Uniformen, und bei dem fluchtartigen Abzuge der Garnison aus Lille hat die Artillerie ihre Kanonen einfach liegen lassen. Die Erbitterung im Volke über diese Verlotterung wächst mit jeder Stunde.“

Antwerpen Vorbereitung zur Belagerung.

Alle in Amsterdam von der belgischen Grenze ein treffenden Nachrichten lassen erkennen, daß der eiserne Ring um Antwerpen sich enger und enger zu schließen beginnt. Schon gerät man in der provisorischen Hauptstadt in Verlegenheit, was mit den 10 000 unnützen Essern geschehen soll, die aus dem Innern des Landes nach Antwerpen geflüchtet sind. Der Generalkommandant Dufour hat den Befehl erteilt, daß alle Zivilpersonen, die nicht bis zum 1. August ständigen Wohnsitz in Antwerpen hatten, die Stadt bis zum 13. September zu verlassen haben.

In dem Befehl ist nur vergessen worden zu sagen, „wenn sie es bis dahin noch können“

Die Deutschen Reichseisenbahnen in Belgien.

Das Generalgouvernement von Belgien hat die Verwaltung der belgischen Eisenbahnen durch deutsche Eisenbahnbeamte in die Wege geleitet. Um zum Ausdruck zu bringen, daß diese Bahnen unter der Verwaltung des gesamten Reiches stehen, sind Eisenbahnbeamte aller deutschen Bundesstaaten, die eigene Bahnverwaltungen besitzen, zum Betriebe abkommandiert worden. Nachdem preussische, bayerische und sächsische Eisenbahner bereits nach Belgien abgegangen sind, haben nunmehr auch 400 württembergische Bahnbeamte Befehl erhalten, in Belgien mit tätig zu sein. Ihre Ausreise ist bereits am Mittwoch erfolgt.

Deutsche Eisenbahnen in Russisch-Polen.

Die Königl. Eisenbahndirektion Kattowitz macht im Amtsblatt folgende Neueinrichtung bekannt: Errichtung eines Betriebsamtes und eines Maschinenamtes in Gzenstochau.

Für die — in dem von deutschen Truppen besetzten russischen Gebiete liegenden — Eisenbahnlinien Sosnowice-Petrikau-Russ. Herby-Gzenstochau und demnachst auch Gzenstochau-Gielce ist am 24. v. M. in Gzenstochau ein Betriebsamt und ein Maschinenamt errichtet worden.

Zum Vorstande des Betriebsamtes Gzenstochau ist Reiterungsbaumeister Wbach (bisher Vorstand des Betriebs-

amtes 2. Ratibor) und zum Vorstand des Maschinenamtes Gzenstochau ist Regierungsbaumeister Neumann (bisher Vorstand des Maschinenamtes Beuthen) bestellt.

Man kann daraus erkennen, wie weit die deutsch-österreichischen Truppen schon vorgekommen sind, wenn auf diesen Bahnlinien bereits wieder ein regelmäßiger Eisenbahnbetrieb eröffnet wird. Petrikau liegt südöstlich von Lodz an der Bahnlinie Wien-Warschau, Lodz an der Linie Breslau-Warschau.

Ein deutsch-österreichischer Aufruf an die Polen.

Das Lemberger Blatt „Dziennik Polskie“ meldet: „Deutsche Luftschiffe haben aus Aeroplanen in mehreren Städten Russisch-Polens Manifeste herabgeworfen des Inhalts: Der Moment der Befreiung vom russischen Joch ist da. Wir kommen als Freunde und wir bringen Euch die Freiheit und Unabhängigkeit. Für die Eure Väter so viel gelitten haben. Erhebet Euch, denkt an Eure ruhmvolle Vergangenheit, verbindet Euch mit den Heeren Deutschlands und Oesterreich-Ungarns.“

Das Manifest trägt die Unterschrift: Die Oberkommandos der deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen.

Ein griechisch-türkischer Krieg bevorstehend.

Durch den Frieden von Bukarest ist der Konfliktstoff zwischen der Türkei und Griechenland nicht aus der Welt geschaffen worden. Nach wie vor bestand eine hohe Spannung, die jetzt geradezu bedenklich wird. Nach dem Mailänder „Corriere de la Serra“ rückt die Möglichkeit eines Krieges zwischen Griechenland und der Türkei immer näher. Die Türkei hat bekanntlich bereits seit längerer Zeit ihre Streitkräfte mobil gemacht; jetzt hat Griechenland angeblich zu Manövern zehn Klassen Marinereiservisten einberufen.

Die japanische Heuchelei gegenüber Deutschland.

Die New Yorker „Times“ vom 5. August enthält eine Depesche vom 4. August, dem Tage der Kriegserklärung Englands an Deutschland, aus deren Inhalt hervorgeht, daß Japan zu jener Zeit schon den Plan betreffs Kiautschou bereit hatte, während die Japaner noch heuchlerische Worte gegenüber Deutschland gebrauchten. In dem Telegramm wird von einer nach einer Sitzung des japanischen Ministerrats erlassenen Proklamation gesprochen, die im wesentlichen schon das japanische Ultimatum an Deutschland enthalte.

Französisches Liebeswerben um Italien.

Frankreich hat, wie man der „Frankf. Ztg.“ berichtet, der italienischen Regierung durch eine Botschaftergruppe eine Anleihe von einer Milliarde und mehr zu guten Bedingungen offeriert. Ministerpräsident Salandra hat die Offerte mit dem Hinweis abgelehnt, daß Italien nicht die Absicht habe, eine auswärtige Anleihe aufzunehmen.

Den Gefangenen nur das Nötigste!

Die in Schlesien internierten Russen sind in Breslau in eigenartiger Weise empfangen worden. Seinen gerechten Ärger hierüber, der in weitesten Kreisen geteilt wird, gibt der evangelische Pfarrer A. Kunde in folgenden Worten Ausdruck: Die hungrigen Russen erhielten bei euch, ihr lieben Breslauer, Linsen und — Fleisch und ließen sich's gut schmecken? Ja, das glaube ich wohl! Ist man doch selbst in sogenannten gutgestellten deutschen Bürgerfamilien kaum so äppig, sondern begnügt sich damit, ein Linsengericht mit Speck aufzulochen — und wird auch davon satt. Und jenen „Herren“, die dort drüben Offiziersstellungen einnehmen, setzt ihr Bouillon (zu deutsch wohl Kraftbrühe), Braten und Kompott vor? Wie schade, daß man die Weinmarken nicht erfährt, die dazu doch eigentlich gehört hätten!!! Allein ihr mögt wissen, daß unsere Hausfrauen ihre Fleisch- und Obstvorräte an die Sammelstellen geben, damit sie unseren wackeren Verdunten zur Zubereitung gereicht werden, und nur dazu! Ehe ihr also so freigebig mit diesen Vorräten wirtschaftet und sie „Helden“ spendet, die vielleicht, wie andere ihres Schicksals, Zigaretten rauchten und fern vom Schuß postolierten, während „ihre“ Leute die Besche mit dem Leben bezahlen, fragt erst einmal an, ob unsere wackeren Jungen und ihre Führer da draußen im Osten Braten und Kompott haben! Schreiber dieses hat unter seinen Verwandten genug aktive und beurlaubte Offiziere im Landheer und der Marine, um zu wissen, wie anspruchslos deutsche Soldaten im Frieden, geschweige denn im Kriege leben. Oder meint ihr wirklich immer noch, daß die Völkerechtsbrecher haben und drüben von eurem übertriebenen Edelmut lernen werden, unseren Brüdern Gutes anzutun? Und wenn sie es lernen! So lange in unseren Grenzen noch ein einziger arbeitswilliger, aber arbeitsloser Volksgenosse lebt, der uns tägliche trodene Brot sorgen muß, so lange sterben auch russische Offiziere nicht an Linsen und Speck. Und so lange noch deutsche Kinder bereit sind, trodene Brot zu essen, damit Geld gespart werde für unsere Soldaten, so lange legen deutsche Herzen flammenden Protest ein gegen die Art, wie ihr des deutschen Namens Ehre zu wahren denkt. Gott helfe euch von euren weichen Herzen!

Die Furcht vor den Deutschen.

Ein Pariser Brief der „Neuen Zürcher Ztg.“ spricht, wie W.Z.B. mitteilt, von zahlreichen Truppennachschüben, besonders viel Artillerie, nach Norden. Die Bevölkerung aus der Gegend von Valenciennes und Maubeuge sei kopflos und habe selbst ankommende Engländer für Preußen gehalten. Auch Zeitungsberichte vermochten sie nicht zu beruhigen. Die Marschgeschwindigkeit der Deutschen jage Schrecken ein. Der Feldpostverkehr sei käumig, die Zensur streng.

Die Soldaten sprechen mit dem größten Respekt von den Deutschen, die ihren Offizieren bewundernswürdig folgten. Die Maschinengewehre der Deutschen wirkten verheerend. Das Feldgrau sei vorzüglich. Der Gegner sei wie 1870 überlegen.

Die französische Artillerie sei erfolgreich. Der Finder der Melinitrattone Ingenieur Turpin soll dem Kriegsminister ein neues Explotiv, dessen furchtbare Wirkung alles bisherige überbietet, angedacht haben. Im Volksmunde spiele diese Bombe Turpins eine große Rolle und werde als der künftige „Deus ex Machina“ angesehen. Die Soldaten erzählten,

im Oberesäß seien Territorialtruppen zurückgelassen worden, welche Befehl hatten, beim Vorgehen der Deutschen das Gebiet zu räumen.

Die Vorgänge in Lwowen.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ bringt folgende halbamtliche Auslassung: Gegenüber verteilenden deutschen Vertretungen der Vorgänge in Lwowen waren die diplomatischen Vertreter des Reiches bei den neutralen Staaten mit Material zur Widerlegung der gegen die deutsche Kriegsführung erhobenen Anklagen versehen worden. Der Kaiserliche Gesandte im Haag war überdies beauftragt worden, die niederländische Regierung zu bitten, sie möge im Interesse der Menschlichkeit der belgischen Regierung dringend nahe legen, daß sie die jüdische Bevölkerung von gänzlich ausichtslosem Widerstand zurückhalte. Der Königl. niederländische Minister des Innern hat daraufhin dem belgischen Gesandten im Haag eine entsprechende Mitteilung gemacht, die dieser an seine Regierung weiterzugeben versprochen hat.

Die französische Artillerie.

Ueber die Minderwertigkeit der französischen Artillerie gegenüber unserer bewährten Artillerie schreibt der Kriegsberichterstatter der „Deutschen Tageszeitung“ Scheuermann, folgendes: Auf der Fahrt über die Schlachtfelder des fünftägigen Kampfes unseres Kronprinzen haben wir zunächst ein Beispiel für die Ueberlegenheit unserer deutschen Feldartillerie über die französische. Auf einer für deutsche Begriffe als Artilleriestand einfach idealen Höhe, welche die Anmarschstraße beherrschte, stand ein zerstücktes französisches Rohrrücklaufgeschütz und daneben bauten sich in Abständen die Prohlaffen einer ganzen Batterie auf. Wir befanden uns hier in der Linie Birton-Audun le Roman, wo die Franzosen am ersten Schlachttage, am 22. August, angegriffen worden waren und wo sie also ihre Stellung in aller Ruhe hatten vorbereiten können. Wenn man diese schlecht ausgeführten französischen Geschützstellungen, die sich durch die frisch aufgeworfene, mit Rasen belegte Anhöhe als Zielpunkte weiteten in der Landschaft kennlich machen, mit den deutschen Geschützständen vergleicht, wie wir sie auf den Schlachtfeldern von Mey sahen, so erkennt man den tiefen Unterschied zwischen zwei von Grund anders geordneten Völkern. Welcher Ueberlegenheitsdünkel brüht sich in dieser nun elend zerstückten Batterie und welche bis ins Kleinste gehende Gründlichkeit und Uebung steckt in den gegen Splitterschlag vorzüglich eingedeckten und dennoch eine viel bessere Umschau gestattenden deutschen Erdwerken, die wie für nachfolgenden Widerstand errichtet zu sein scheinen, auch wo es sich nur um einen vorübergehenden notwendigen Stützpunkt handelt! Bei jedem Vergleich erkennt man die Vorsorge unserer Heeresleitung, die keinen Mann unnötig oder aus leichtfertiger Bequemlichkeit opfert.

Unsere Feldpost.

Es ist viel über die Zurückhaltung der Feldpost gesagt worden. Den Grund gibt jetzt der Generalquartiermeister an: „Aus Papieren, die in unsere Hände gefallen sind, geht hervor, daß der Feind durch das Vorziehen der Armeen der Generalobersten von Klud und von Wälden nördlich der belgischen Maas vollständig überrascht worden ist. Noch am 17. August nahm er dort nur deutsche Kavallerie an; die Kavallerie dieses Flügels unter Führung des Generals von der Marwitz hat also die Armeebewegungen vorzüglich verschleiert. Trotzdem würden diese Bewegungen dem Feind nicht unbekannt geblieben sein, wenn nicht zu Beginn des Aufmarsches und vor dem Marsche die Feldpostsendungen zurückgehalten wären. Von Heeresangehörigen und deren Familie ist dies als schwere Last empfunden und die Schuld der Feldpost gemessen worden. Im Interesse der arbeitsscheuen und pflichttreuen Beamten der Feldpost habe ich mich für verpflichtet gehalten, hierüber eine Aufklärung zu geben. Vertrauen wir also unserer Feldpost. Sie wird leisten, was möglich ist, wenn nicht militärische Interessen dagegensprechen.“

Wirtschaftliche Weltkatastrophe?

Zusammenbruch der wirtschaftlichen Vorherrschaft Europas in der Welt?

Drüben in Amerika, woher uns so manche Freundschaftsgrüße gefandt werden, ist man eifrig dabei, die wunderbare Gelegenheit des Krieges zur Eroberung des Weltmarktes auszunutzen. Ein Amerikaner soll gesagt haben, wenn der Krieg lange dauere, bringe er Europa aus seiner wirtschaftlichen — und damit untrennbar verbundenen kulturellen — Vorherrschaft in der Welt heraus. Natürlich soll die dann auf Amerika übergehen. In diesem Sinne — mit der Nebenabsicht freilich, das amerikanische Getreide nach Europa los zu werden — borgt das New Yorker Bankhaus Morgan den Franzosen eine halbe Milliarde auf den einzelnen Handelsplätzen der neutralen Welt macht man von drüben her alle erdenklichen Anstrengungen.

Es ist klar, daß der internationale Gütertausch insbesondere der Ueberseeverkehr, infolge des Krieges in der ganzen Welt furchtbar gelitten hat. An die mit uns im Kriege stehenden Ländern fällt fast die Hälfte des gesamten Außenhandels. Insgesamt belief sich im Jahre 1913 die deutsche Einfuhr aus diesen Ländern auf mehr als 4,77 Milliarden Mark, die Ausfuhr nach diesen Gebieten betrug 4,37 Milliarden Mark. Rund 44 Prozent des Handels mit dem Ausland entfallen somit auf die gegnerischen Länder. Dazu kommt, daß der Verkehr nach den neutralen Ländern sehr erschwert ist, daß diese Länder zum Teil auch von der Industrie der Gegner hartnäckig durch allen Mitteln des schärfsten Konkurrenzkampfes bedrängt werden, endlich, daß der Gütertausch mit Oesterreich natürlich ebenfalls auf ein Minimum zurückgegangen ist.

Mit dieser wirtschaftlichen Seite des Krieges haben besonders auch die Engländer gerechnet. Diese denken den Bitter wollen

und ja wirtschaftlich verbitten lassen, unseren Außenhandel, auf den Deutschland als Industrie- und Handelsstaat doch nun einmal angewiesen ist, vernichten und an sich reißen und damit große Massen Arbeitslosigkeit treiben. Sie haben dabei nur das alte Sprichwort im Auge, daß der nicht mit Steinen warf, wenn nebenan ein guter Freund im Glas haufe st. Und da ist Rußland auf die Ausfuhr nach Deutschland angewiesen, die um 540 Millionen die Einfuhr aus dem deutschen Reich übertrifft. Ebenso werden die eng-

den Kolonien stark unter dem Kriege leiden. Sie, die dem Kriege schon absolut kein Interesse haben, müssen es dulden, daß ein großer Teil ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit vernichtet und lahmgelegt wird. Insbesondere wird die Unterbindung der Ausfuhr nach Deutschland in Ägypten und in Indien verheerend wirken und die Bevölkerung so schwer schädigen, daß daraus ein vermehrter Antrieß zu Unruhen der Colonien zu erwarten ist.

Es hängt eben alles heute in der Welt eng zusammen. Die Wechselwirkungen eines solchen Krieges reichen bis in die entferntesten Gegenden des Erdballs, und wenn der Krieg schon lange dauert, kann er leicht umwälzungen wirtschaftlicher Art im Gefolge haben, deren Tragweite wir uns heute nur eine sehr vage Vorstellung machen können.

Politische Rundschau.

— Berlin, 4. Septbr.

Der Bundesrat hat dem Entwurf einer Bekanntmachung, betreffend die Wahlen nach der Reichsverfassung, und dem Entwurf einer Bekanntmachung, betreffend Feststellung der Ortsliste, die Zustimmung erteilt.

Bischof Aloys Schaefer.

Im Alter von 61 Jahren verstarb Sonnabend in der St. Marienkirche der Apostolische Vikar und Bischof für das Königreich Sachsen Aloys Schaefer, Mitglied der Ersten Kammer. Bischof Aloys Schaefer wurde am 1. Mai 1853 in Dingseld (Sachsen) geboren. Als Kaplan an der Hofkirche zu Dresden war er gleichzeitig unter des Prinzen Friedrich August von Sachsen. Dabei versah er die Pfarradministration von Meißen. Am 19. März 1881 wurde er zum Königl. Bayer. Lyzealprofessor am Lyzeum in Dillingen ernannt, 1885 zum ordentlichen Professor der Exegese des Neuen Testaments an der Akademie in Münster i. W. und darauf an der Universität in Breslau. Als die Universität in Straßburg im Herbst 1903 eine katholisch-theologische Fakultät erhielt, ging Schaefer als ordentlicher Professor nach Straßburg. Im Frühjahr 1906 wurde Dr. Schaefer apostolischer Vikar für das Königreich Sachsen und Titularbischof zu Abila, ferner Apostolischer Präfekt in der Kurie und Dekan des Domstifts in Bauen. Die Bischofsweihe erfolgte am 16. Mai 1906.

Der neue Papst.

Kardinal-Erzbischof Giacomo de la Chiesa von Bologna vom Sklave zum Papst gewählt.



Papst Benedikt XV. ist Norditaliener. Er wurde am 21. November 1854 zu Pegli in Ligurien in der Genua als Sohn einer der vornehmsten Familien Italiens geboren. Im Alter von 24 Jahren wurde er zum Priester geweiht. Seine Laufbahn unterzog sich von der des verstorbenen Papstes wesentl. Während Pius X. als Pfarrer begonnen hatte und Stufe zu Stufe emporstieg, war, bis ihn, den Kardinal von Bologna, die Stimmenmehrheit des Konklaves zum Nachfolger Pius XIII. wählte, hat das neue Papsttum der Kirche den Weg zum Pontifikat nach langen Studien, so an der Academia dei Nobili, politischen Dienst der Kirche zurückgelegt. 1883 er seinen ersten diplomatischen Posten an und kam eine Schule, in der ein junger Politiker wohl etwas konnte: er wurde Sekretär der päpstlichen Kurie in Madrid, die von dem verstorbenen Kardinal von Bologna versehen wurde. Vier Jahre lang blieb er dieser Stellung. Und wie hoch ihn sein Vorgesetzter, das erwies sich, als dieser nach Rom berufen wurde, um dort Staatssekretär des Vatikans zu werden. Der neue Staatssekretär beschied sofort seinen Posten, und Pius XIII. wählte ihn zu seinem Staatssekretär. Nach weiteren vier Jahren, 1901, wurde er zum Unterstaatssekretär im Staatssekretariat ernannt. Er war die rechte Hand des Papstes und hatte an allen Verdiensten desselben vollen Anteil. Am 16. Dezember 1907 wurde Kardinal von Bologna. Erst im Konklave am 3. Juni dieses Jahres, dem letzten, das Papst Pius X. erfolgte seine Ernennung zum Kardinal. Der neue Papst ist als hervorragender Diplomat und erfreut sich auch als Gelehrter eines hohen Ansehens. Er ist ein Mann von großem Temperament, wo es nötig ist, wird er seine Güte und Menschenfreundlichkeit von sich geben. Er ist ein Mann, der die Diözesanen liebt und geehrt.

Der neue Kardinalstaatssekretär. Der Papst hat den Kardinal Domenico Ferrata, der am 4. März 1847 geboren wurde, also im Alter von 67 Jahren steht, gewählt, nicht nur, sondern schon 1903 nach dem Tode Pius XIII. zum Kardinal ernannt, den Kardinalen, denen Auszeichnung verliehen werden, den Stuhl Petri einzunehmen. Kardinalstaatssekretär erhielt er 1896. — Der Papst ernannte den Kardinalstaatssekretär Gerlach, bisher abditore della Camera, zum Geheimkammerer. — Der Papst wird am 1. September ein Konklave abhalten und den von ihm ernannten Kardinalen den roten Hut aussetzen.

Locales und Provinzielles.

Weisenheim, 8. Sept. Die Beschränkungen des Verkehrs mit der Rheinpfalz sind aufgehoben. Danach verlassene Postverbindungen jeder Art, insbesondere die für die Orte in der Rheinpfalz bei den Reichspostanstalten zur Beförderung wieder angenommen.

Weisenheim, 8. Sept. Die Reichspostanstalten von jetzt ab auch Zeitungsbestellungen für Heeresangehörige durch Familienangehörige und sonstige Personen. Neben der Bezugszeitungsgebühr wird eine Umschlaggebühr erhoben. Diese beträgt für jedes Vierteljahr einer Zeitung, die wöchentlich 1 mal und weniger erscheint 30

Pfg. die 2 bis 3 mal wöchentlich erscheint 60 Pfg., die wöchentlich mehr als 3 mal erscheint 1.20 Mark.

Die deutschen Verlustlisten.

die auf Anordnung der zuständigen Militärbehörden in den Zeitungen nur noch in abgekürzter Form veröffentlicht werden dürfen, können durch das zuständige Postamt zum Preise von monatlich 60 Pfennig und ein Bestellgeld von monatlich 8 Pfg. bezogen werden. Der Bezug empfiehlt sich vor allem für Wirte, dann für Geschäfte, die die Listen aushängen können. — Die Benachrichtigung der Angehörigen im Falle eines Todes oder einer Verwundung erfolgt übrigens durch die Militärbehörden weit schneller, als es durch die Verlustlisten, die doch erst gedruckt und versandt werden müssen, erfolgen könnte.

Niedersheim, 6. Sept. Für das Rote Kreuz sind hier bisher 5500 Mk. gespendet worden. Etwa 115 Mk. sind als wöchentliche Beiträge gezeichnet worden. Ferner wurden größere Mengen Wein und Zigarren gespendet.

Aus dem Rheingau, 6. Sept. Abermals ist im Rheingau und zwar in der Gemarkung Winkel ein Reb-lausherd aufgedeckt worden. Es handelt sich dabei um einen in der Lage „Langenberg“ gelegenen dem Fürsten Metternich-Winneburg gehörenden Weinberg. Dieses ist schon der 4. Herd in der Gemarkung Winkel, der in diesem Jahre aufgedeckt wurde.

Aus dem Rheingau, 6. Sept. Die Frage, wie der Weinbau trotz nicht allzu günstiger Witterung und wo-möglich auch bei der augenblicklichen kriegerischen Lage, rentabel weitergeführt werden kann, ist eine Frage, welche die Winger auch jetzt sehr stark beschäftigt. Die einzige Möglichkeit zu diesem Ziele ist die ausgedehnte Anwendung der neuesten Kulturmaßnahmen, der Selektion (Zucht-wahl) der Reben, der Anwendung der Pflanzvorrichtungen und intensiver Pflanzarbeit und besonders die Anwendung von Nikotinmitteln bei der Sauerwurmbekämpfung. Wie gut sich in der Praxis diese Mittel bewähren, beweisen die von Herrn Verwalter Straßner-Niedersheim bewirtschafteten Weinberge des Grafen v. Frankenstein-Sierstorpffschen Weingutes. Während in benachbarten Weinbergen der Behang sehr gering ist, weisen diese Weinberge verhältnismäßig einen so guten Behang auf, daß mit einem fast vollen Herbst gerechnet werden kann. Die ist gewiß ein schöner Erfolg für die geleistete Arbeit, ein Erfolg, der auch für die Anwendung der Nikotinmittel bei der Sauerwurmbekämpfung spricht.

Vom Rhein, 6. Sept. Der Wasserstand des Rheines ist in den letzten Tagen sehr stark zurückgegangen, so daß die größten Fahrzeuge bereits nach dem Wasserstande abgeleert werden müssen, auch die größeren Fahrzeuge werden in den nächsten Tagen nur nach dem Wasserstand befördert werden können. Der Schiffs- und Güterverkehr ist in der letzten Zeit etwas lebhafter geworden. Auch die Flößerei auf dem Rheine hat sich etwas belebt. Nachdem die Frachtschiffe zu Beginn des Krieges ganz plötzlich in die Höhe geschossen waren, hat sich inzwischen ein Ausgleich vollzogen, so daß die Schiffe jetzt einen durchaus normalen Stand erreicht haben. Von den Schleppplöhnen kann das gleiche noch nicht gesagt werden. Obwohl Schleppkraft genügend vorhanden ist, sind die Schleppplöhne recht hoch, zum Teil sogar um das Doppelte höher, als sonst zu dieser Jahreszeit. Doch auch hier wird sich wohl in der nächsten Zeit ein Ausgleich vollziehen.

„Nassauische Kriegsversicherung“ Die seitens des Regierungsbezirks Wiesbaden unter Zusage eines namhaften Zuschusses (auch die Landwirtschaftskammer Wiesbaden und der Verein Nassauischer landwirtschaftl. Forstwirte haben bereits einen Zuschuß von zusammen 2000 Mk. gezeichnet) zum Besten der Hinterbliebenen einheimischer Kriegsteilnehmer ins Leben gerufene „Nassauische Kriegsversicherung“ auf Gegenseitigkeit für den Krieg 1914“ hat überall großen Anlauf gefunden. Arbeitgeber, woran der Bezirksverband, haben ihre ins Feld gezogenen Angestellten und Arbeiter, einzelne Vereine, besonders Arbeiter- und Kriegervereine, ihre in Betracht kommenden Mitglieder, Gemeinden ihre ausgezogenen Gemeindeglieder versichert. Es ist zu erwarten, daß in Erkenntnis des großen patriotischen und gemeinnützigen Zwecks dieser neuen Einrichtung sich noch viele finden werden, die dem gegebenen Beispiel zum Wohl so vieler Hinterbliebenen folgen werden. Welche große Bedeutung der Nassauischen Kriegsversicherung zukommt, ergibt man schon daraus, daß auf das Vorgehen des Regierungsbezirks Wiesbaden hin andere Landesteile (Rheinprovinz, Provinz Westfalen, Großherzogtum Hessen, Regierungsbezirk Kassel, weitere werden voraussichtlich noch folgen) die Errichtung analoger Einrichtungen nach dem Muster der Nassauischen Kriegsversicherung beschlossen haben. Die hin und wieder aufgetretene Meinung, daß die Versicherten bzw. deren Hinterbliebenen bei der Nassauischen Kriegsversicherung, weil „auf Gegenseitigkeit“ beruhend, zu Nachschüssen herangezogen werden können, ist, wie uns die Direktion der Nassauischen Landesbank mitteilt, vollständig unrichtig. Nachzahlungen etc. sind gänzlich ausgeschlossen. Ueber die nähere Einrichtung der Kriegsversicherung verweisen wir auf die überall angehängenen Plakate und die heutige Bekanntmachung der Direktion der Nassauischen Landesbank im Annoncenblatt dieses Blattes.

Gau-Algesheim, 7. Sept. Die Reife der frühen Traubensorten ist nun schon so weit vorgeschritten, daß der Frühburgunderherbst in der Gemarkung Gau-Algesheim am 7. und 8. September abgehalten wird. Die günstige Witterung während der zweiten Hälfte des Monats August und in den ersten Tagen des September hat die Entwicklung und die Reife der Trauben sehr begünstigt. Die Güte wird wohl allgemein recht zufriedenstellend.

Mainz, 7. Sept. Der Gouverneur der Festung Mainz General der Infanterie von Rathen ist gestern ins Feld gerückt, um die Führung einer Division zu übernehmen.

Neueste Nachrichten.

Frankfurt, 8. Sept. Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Dr. Frank-Mannheim, der als Kriegsfreiwilliger am Feldzuge teilnahm, ist am 3. Sept. in Frankreich-Lothringen gefallen.

Großes Hauptquartier, 8. Sept. Hoffmeldung. Die Festung Mauberge hat gestern kapituliert. 40 000 Kriegsgefangene darunter vier Generale und 400 Geflüchte sowie zahlreiche Kriegsgeräte sind in unsere Hände gefallen.

Generalquartiermeister von Stein.

Osternode, 8. Sept. Hier ist wieder Ruhe eingekehrt. Alle Geschäfte sind geöffnet und der Kosaken-schreck ist überwunden. Die Regierung hat weitgehende Maßnahmen zur Beruhigung getroffen. Alle Gerüchte über eine Flucht des Landrats sind vollkommen falsch. Der Landrat hatte, der Instruktion des Regierungspräsidenten folgend, wichtige Akten, Kästen und Wertpapiere über 15 Millionen nach Danzig gebracht, wo alle anderen Landräte ebenfalls eintrafen. Hier fanden wichtige Besprechungen statt, worauf der Landrat nach zweitägiger Abwesenheit wieder nach Osternode zurückkehrte. Gestern hat man angefangen, auf den niedergebrannten Gehöften in den von den Russen verwüsteten Gegenden Baracken zur Unterkunft für Mensch und Vieh zu errichten. Es werden auch Heutepferde und Saatgetreide dorthin geschafft, damit mit der Winterbestellung begonnen werden kann. Die Schlachtfelder von Osternode sind jetzt vollkommen aufgeräumt. Eine Regierungskommission hat gestern eine Fahrt nach den Schlachtfeldern angetreten, um den dort angerichteten Schaden abzuschätzen.

Wien, 8. Sept. Aus dem Kriegspressquartier wird amtlich gemeldet: Das Armeekommando erließ am 7. September folgenden Befehl: Es gereicht mir zu besonderer Freude, bekannt geben zu können, daß ungefähr 4 000 Mann serbischer Truppen bei dem Versuche östlich von Mitrowiza in unser Gebiet einzubrechen, gefangen genommen wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde von unseren braven Truppen im Süden auch serbisches Kriegsmaterial erbeutet. Dies ist sofort allgemein zu verlautbaren. Erzherzog Friedrich, General der Infanterie. Nach späteren Meldungen erhöht sich die Zahl der bei Mitrowiza gefangenen Serben auf 5000.

Amsterdam, 8. Sept. Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ meldet, der englische Kreuzer „Pahfinder“, gebaut 1904, ist auf dem Wege von Tyne nach Newcastle auf eine Mine gestoßen und gesunken.

London, 8. Sept. Die fortgesetzten Mißerfolge der verbündeten englisch-französischen Heere finden jetzt eine Erklärung, die auf eine tiefgründige Weisheit der vereinigten Heeresleitung schließen läßt. Bisher ist natürlich über deutsche verborgene Pläne nichts an die Öffentlichkeit gedrungen. Jetzt, nachdem der Plan vollständig geklärt zu sein scheint, sieht die staunende Mitwelt das Geheimnis dieser überlegenen Taktik darin besteht, durch ständigen Rückzug ins Innere Frankreichs Deutschland von seinen besten Truppen zu entblößen, um den Russen, wie es die Niederlage bei Tretsborg bewiesen hat, den Vormarsch nach Berlin zu erleichtern. Der militärische Mitarbeiter der Times schreibt diese sabelhafte Strategie: Es darf nicht vergessen werden, daß die Absicht der englisch-französischen Operationen darin besteht, die besten Truppen Deutschlands nach Frankreich hineinzulocken, um den Einmarsch der Russen in Preußen und ihr Vordringen nach Berlin zu erleichtern. Diese Maßnahmen wurden den Verbündeten in dem Augenblick aufgezwungen, als der Heeresleitung klar wurde, der Plan des deutschen Generalstabes gehe dahin hinaus, den Franzosen zuerst den Todesstoß zu versetzen, und als es ihr weiter einzuleuchten begann, daß Frankreich wegen der zahlenmäßigen Ueberlegenheit der deutschen Truppen im Anfang keine Gelegenheit erhalten konnte, dem Feinde einen vernichtenden Stoß zuzuführen. Die Verbündeten sind gezwungen, diesen Plan bis zum Äußersten durchzuführen, da sie sich dessen sicher sind, daß jeder Schritt, der die Deutschen weiter von ihrer Heimat fortlockt, die Schwierigkeiten für die deutsche Heeresleitung immer mehr erhöhen wird. Es besteht guter Grund dazu zu glauben, daß diese Taktik, den längeren Verlauf, den der Krieg wahrscheinlich haben wird, zu einem guten Erfolge für die verbündete Heeresleitung führen wird. Der ganze Verlauf des Krieges spricht durchaus für die konsequente Durchführung des genialen Planes der deutschen Heeresleitung, und unser Heer wird schon das Nötige tun, die bedeutsame militärische Leistung unserer Gegner in ihrer Weise fördern.

London, 8. Sept. Der zwischen den Mächten des Dreiverbandes abgeschlossene Vertrag hat nach Mitteilungen aus Paris die dortige Bevölkerung mit neuer Zuversicht erfüllt, weil er im Zusammenhang mit der Rede von Asquith die Ueberzeugung geschaffen hat, daß nunmehr, wie immer das Schicksal Frankreichs auch sein mag, nur mit der vollkommenen Vernichtung der Zentralmächte enden könne. Die römische Presse gibt derselben Auffassung Ausdruck. In hiesigen politischen Kreisen jedoch werde diese Auffassung nicht geteilt. Dort betrachte man den Vertrag als ein Zeichen der Schwäche, weil er offenbar bestimmt ist, ein durch die deutschen Siege heraufbeschworenes Angestricheltes durch eine diplomatische Aktion vor der öffentlichen Meinung zu beschwichtigen. Auch ist die Frage erwogen, ob die Regierungen in England und Frankreich überhaupt berechtigt sind, einen solchen Vertrag, der wenigstens letzteres an den Rand des Verderbens führen kann, ohne Zustimmung der Parlamente abzuschließen.

Rom, 8. Sept. Der Londoner Korrespondent des Giornale d'Italia stellt die bittere Enttäuschung des englischen Publikums fest, das vergebens auf eine große Seeschlacht mit der Vernichtung der deutschen Flotte wartet. Dieses Warten ist umso peinlicher, als das deutsche Landheer täglich in Frankreich vordringt. Außerdem müssen die Engländer von den fortwährenden Vorstößen der deutschen Torpedoboote hören. Einige deutsche Torpedogeschwader hätten sogar die englische Blockade durchbrochen und seien an der englischen Küste erschienen. Eine längere Dauer dieses Ganges und Vanges und der Untätigkeit der englischen Flotte werde auf die englische Volkspolizei höchst niederschmetternd wirken.

haben in der
Inferale Geisenheimer Zeitung
den denkbar besten Erfolg.

Bekanntmachung.

Mit Rücksicht auf die gegenwärtige günstige Kriegslage hebe ich das am 2. Mobilmachungs-Tag erlassene **Ausfuhrverbot**, und in Verbindung hiermit auch die Bekanntmachung über die **Höchstpreise** vom 25. v. Mts. auf.

Das Ausfuhrverbot bleibt nur bestehen für: **Benzin, Benzol und sonstige leicht fließende Petroleum- und Teeröl-Destillate.**

Mainz, den 7. September 1914.

Der Gouverneur der Festung:
von Rathen, General der Infanterie.

Bekanntmachung.

Die **Familien-Unterstützungen** für die erste Hälfte September werden von nächsten **Mittwoch den 9. I. Mts.** ab bei der hiesigen Stadtkasse ausbezahlt.

Geisenheim, den 7. September 1914.

Der Magistrat.
Kremer, Beigeordneter.

Freiwillige Gaben für die im Felde stehenden Truppen.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß für freiwillige Gaben zum Besten der im Felde stehenden Truppen, Verwundeten und Kranken im Bereiche des XVIII. Armeekorps 2 Abnahmestellen in Frankfurt a. M. und zwar:

Abnahmestelle I für Sanitätshilfsmittel (Lazarettbedarf) im Carltonhotel am Hauptbahnhof

Abnahmestelle II für Bekleidungsstücke, Nahrungs- und Genussmittel: Stellvertretende Intendantur des XVIII. Armeekorps, Hedderichstraße 59, Erdgeschoß rechts eingerichtet worden sind, welche dem Generalkommando unterstehen.

An diese Abnahmestellen sind alle freiwilligen Gaben (nicht Geld) zu richten, gleichviel ob sie von Vereinen gesammelt oder von einzelnen Gebern gespendet werden. Gaben mit Sonderbestimmung z. B. für Angehörige einer Provinz, einer Truppengattung usw. anzunehmen, ist nicht tunlich. Derartigen Wünschen kann nicht entsprochen werden.

Bekanntmachung.

In Abänderung meiner Bekanntmachung vom 1. Mobil-Tag verbiete ich hiermit während des Monats September die Schifffahrt für die Strecke Worms-Bingen (die Orte auschl.) bei Nebel und in den Stunden von 7 Uhr abends bis 6 Uhr morgens.

Fahrzeuge, die während dieser Zeit außerhalb der Häfen vor Anker gehen, haben sich in einer Entfernung von 300 Meter von den Rheinbrücken zu halten.

Mainz, 5. September 1914.
35. Mobil-Tag.

Der Gouverneur der Festung Mainz
von Rathen, General der Infanterie.

Bekanntmachung.

Beim **Ersatz-Bataillon Inf.-Regt. 87 Mainz** wird noch eine größere Anzahl

Kriegsfreiwilliger

eingestellt. Meldung zur Einstellung hat unmittelbar bei dem Truppenteil zu erfolgen.

Bezirkskommando.

Photographie

Photographische Aufnahmen im Geisenheimer Atelier werden nur auf vorherige Bestellung gemacht. Im Allgemeinen kommt das Rüdesheimer Hauptgeschäft, das jederzeit geöffnet ist, in Betracht.

Osw. Heiderich,
Rüdesheim-Geisenheim.

Telefon Nr. 202.

Bekanntmachung!

Nassauische Kriegsversicherung

auf Gegenseitigkeit für den Krieg 1914.

Errichtet unter Zusage eines namhaften Zuschusses durch den Bezirksverband des Regierungsbezirks Wiesbaden zu Gunsten der Hinterbliebenen einheimischer Kriegsteilnehmer.

Der Anteilsschein kostet 10 Mk. Es können für jeden Kriegsteilnehmer bis zu 20 Anteilsscheine gelöst werden. Die eingehenden Gelder werden an die Hinterbliebenen der gefallenen Kriegsteilnehmer nach Verhältnis der gelösten Anteilsscheine verteilt.

Falls die Verluste unter den versicherten Kriegsteilnehmern nicht größer sein werden wie im Kriege 1870/71, werden auf jeden durch den Tod fälligen Anteilsschein voraussichtlich 250 Mk. verteilt werden können. Sind die Verluste geringer, dann erhöht sich dieser Betrag, sind sie größer, dann erniedrigt sich der Betrag.

**Frauen, versichert eure Männer,
Mütter, versichert eure Söhne,
die im Felde stehen!**

Arme würdige Personen, die ihre im Felde stehenden Angehörigen versichern wollen, über Vermittel oder geeignete Bürgen jedoch nicht verfügen, wollen sich schriftlich bei der Direktion der Nassauischen Landesbank in Wiesbaden oder den zuständigen Landesbankstellen melden.

Direktion der Nassauischen Landesbank.

Ausgabestelle der Anteilsscheine und Auskunftserteilung: bei der Nassauischen Landesbank, den Landesbankstellen und allen sonst kenntlich gemachten Annahmestellen.

Bekanntmachungen über den Krieg

können unsere Leser nur an Hand einer guten Karte verfolgen.
Wir liefern daher an Jedermann

eine große Wandkarte von Mittel-Europa

in der Größe von 94 : 84 cm, in vielen Farben gedruckt. Die Karte enthält Städte, Flecken, Dörfer, Eisenbahnen, Wege mit Kilometer-Entfernungen, Seen, Flüsse, also alles, was eine vorzügliche Karte bringen muß. Damit jeder unserer Abonnenten diese Karte anschaffen kann, ist der Preis auf **nur 75 Pfg.** festgesetzt. Die Karte ist in unserer Expedition zur Ansicht ausgehangen; auch nehmen unsere Boten Bestellungen entgegen.

Expedition der „Geisenheimer Zeitung“.

Lazarett-Schuhe

große Quantitäten, billigste Preise,
sofort lieferbar.

Schuhhaus Morath

Bingen am Rhein.

Sparsame Frauen
stricken nur Sternwolle

deren Echtheit garantiert dieser

Stern von Bahrenfeld

FABRIK

auf jedem Etikett und Umband und die Aufschrift Fabrikat der Sternwollspinnerei Altona-Bahrenfeld

Neuheit
Matadorstern

Aus reiner Wolle hergestellt

nicht einlaufend
nicht filzend

Das Beste
gegen Schweißfuß

4 Qualitäten.

Auf Wunsch Nachweis von Bezugsquellen

Unbedrucktes Zeitungs-Papier

per Bld. 18 Pfg., in jedem Quantum zu haben
Buchdruckerei Arthur Jander.

Deutsches Haus Münchener Franziskaner-Weißbier im Anstich.

Am 3. Sept. auf dem Wege von Geisenheim nach Marienthal resp. in Marienthal eine echte **Korallen-Kette** verloren. Wiederbringer erhält Belohnung.
Abzugeben i. d. Exp. d. Bl.

Eine noch fast neue

Obst-Dörre

ist preiswert zu verkaufen bei

Franz Rückert,
Jollstraße.

Lade nächster Tage einen Wagon schöne gelbe

Kartoffeln

in Geisenheim aus.

Wilh. Weber,
Langenschwalbach.

Gelbe Juli Nieren Kartoffeln

die beste Speiseware zu haben bei

G. Dillmann.

Möbl. Zimmer

zu vermieten. Wo? sagt die Exped. d. Zeitung.

Wasche
mit

Henkel's
Bleich-Soda.

Bäder zu jeder Tageszeit.

Hotel, Restaurant, Cafe
„Zur Linde“. Telefon 205

Die „Geisenheimer Zeitung“

schießt man seinen Söhnen und Brüdern ins Schlachtfeld hinaus. Wir sind gerne bereit, die Zustellung durch die Post zu veranlassen, wenn uns nebst Erstattung der Barauslagen folgende Angaben gemacht werden:

Name und Dienstgrad:

Armeekorps
Division
Regiment Nr.
Bataillon
Kompanie
Gesabron
Kolonie
Batterie.

F. J. Petry's Zahn-Praxis

Gegründet 1893 Bingen a. Rh., Neuha Mainzerstr. 5^b/10

Neu! Petry's Patent-Gebissfesthalter. Deutsches Reichspatent. Oberersatzstücke mit diesem Sauger gefertigt, halten unbedingt fest. Die Petry Patent-Festhalter können auch in jedes alte Gebiss Oberersatzplatte angebracht werden. Preise billigst! Spezial: Goldkronen aller Systeme. Unsichtbare Porzellan-Plomben. Schmerzloses Zahnziehen in Narkose. Füllen der Zähne und Reinigen nach den neuesten Erfahrungen der Wissenschaft.

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Gratisbeilage zur „Geissenheimer Zeitung“.

Das Auge des Herrn.

Roman von Hans A. Osmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In die Verwunderung trat bei Koczierowski ein harter Ton: Diese undankbare, aufgehegte Gesellschaft, die hier den Winter eigentlich für einen Gotteslohn durchgefüttert wird! Ich habe schon vorgeschlagen, ob man nicht den Familien, deren erwachsene Söhne doch dem Gute nicht zunutzen sind, einfach einen Stuhl vor die Türe setzen soll. Hier in Malchentin sitzen eine Unmenge nutzloser Brotesesser, die den Winter über der Gesellschaft auf der Tasche liegen, und die dann im Sommer noch besser, noch billiger arbeiten, als polnische Saisonschnitter. Wir sollten uns von unseren alten Leuten trennen? Anne sah den ihr gegenüber stehenden Mann aus großen, trübsamen Augen an, „von unseren alten Familien, denen einige schon seit Jahrzehnten anwesend sind, noch länger, zu Malchentin gehören? Aber das ist doch —“

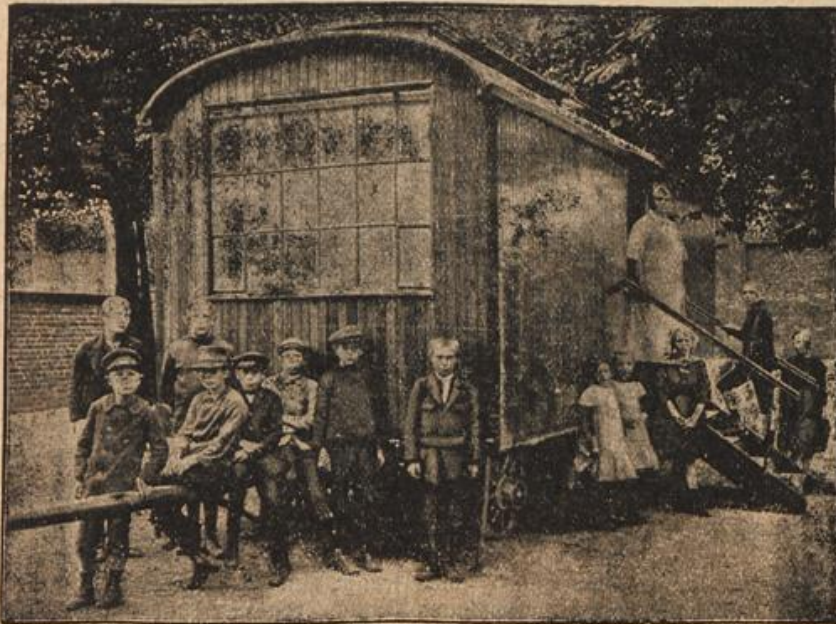
Das wäre nur flughaft im Interesse des Gutes behandelt. Diese sogenannten „alten Familien“, mein gnädiges Fräulein, tun es ja im allgemeinen Falle auch nicht viel. Gewiß, „Treue um Treue“ ist ein schöner Name, aber der gilt eben nur so lange, als man auf beiden Seiten davon zehren wird!“

Herr v. Koczierowski, haben mir doch selbst erzählt, wie hart es Ihnen ergeht, als beim Verlassen Ihres väterlichen Hauses die alten Arbeiter durch die Parzellierung der langjährigen Wohnorte vertrieben werden. Und nun —“ Annemarie hatte gerade den Zug besonders an sich gefallenen. Seine Klagen

um sein Geschick, die oft etwas Weichliches, Sentimentales hatten, war ihr gerade, weil er nicht nur sich selbst, sondern auch die vielen Arbeiter bedauert hatte, vornehmer erschienen, — und jetzt beurteilte er auf einmal ganz ähnliche Verhältnisse von einem erheblich verschiedenen Standpunkte aus. Koczierowski biß sich leicht auf die Lippen. Da hätte er sich beinahe schön vergaloppiert! Was kümmerten ihn schließlich die Tagelöhner auf dem verlassenen Gute seines Vaters! — Er hatte sie kaum dem Namen nach gekannt! Aber die bewegliche Klage damals hatte ihn in den Augen dieser gefühlvollen deutschen Maid — wie er Annemarie innerlich nannte — in ein besonderes gutes Licht setzen sollen. Er merkte wohl, daß er ihr nicht mehr ganz gleichgültig war. Seit jenem ersten Schritte war er ihr schon bedeutend näher gekommen — sie mußte ihm schließlich zuschauen und mit ihr das Gut. Dann konnte man ja alles so einrichten, wie es am praktischsten wäre. Vorläufig mochte sie sich theoretisch so viel sie wollte „für innere Kolonisation begeistern“.

„Nun ja, gnädiges Fräulein,“ lenkte er deshalb ein, „ich meine das natürlich auch nicht so scharf, wie ich's eben aussprach. Das sollte natürlich nur das Äußerste sein. Zuerst müßte man aber versuchen, die Leute auf gutlichem Wege zum Bleiben zu veranlassen. Man müßte sie aber selbst durch die Scholle an die Scholle binden —“

„Oh, ich verstehe Sie! Daran habe ich schon so oft gedacht — wenn man jedem der Dorfleute ein Stück eigenen Acker zu-



Eine fahrbare Schulzahnklinik.

Der Zahnpflege der Schulkinder wird erfreulicherweise jetzt überall ein erhöhtes Interesse zugewandt. Nicht nur in Großberlin ist im Laufe des letzten Jahrzehnts auf diesem Gebiete Vorbildliches geschaffen worden, sondern auch anderwärts werden die bestehenden Einrichtungen immer weiter und praktischer ausgebaut. So hat man jüngst in Dortmund eine fahrbare Schulzahnklinik eingeführt, um den Kindern den oft recht weiten Weg zum behandelnden Arzt zu ersparen. Dieser Zahnklinikwagen besucht der Reihe nach die einzelnen Dorfmunder Unterrichtsanstalten und wird jeweils im Schulhof aufgestellt, so daß sich die Kinder gleich an Ort und Stelle untersuchen lassen können.

feld, um sich Weidenpfeifen zu schneiden, und sangen das alte kleine Kinderlied:

Gop hop Laren — Moaf mi'n Blarren!
Gop hop Lötten — Moaf mit'n Blötten!
Anner Joahr, anner Joahr,
Wenn de Rogge riep is — Wenn de Rogge piepess!

Der Frühling hatte seinen siegreichen Einzug gehalten.

Annemarie meinte es noch nie in ihrem Leben so empfunden zu haben, welch köstliche Zeit das neue Jahr ins Land bringt, wie gerade heuer. Nochte der stille Winter, den sie mit dem einsamen, alten Manne in dem großen, leeren Hause zubracht hatte, daran schuld sein — so sagte sie sich wenigstens, als sie zum ersten Male wieder auf ihrem geliebten „Wildfeuer“ über die Heide ritt. Aber es war doch noch irgend etwas anderes, was da in ihr drin saß und das ihr ganzes Selbst auseinanderzusprengen drohte.

Wohlig dehnte sie sich im Sattel, sie reckte ihre schlanken Glieder, daß sie es in den Gelenken fühlte — es war ihr, als wenn sie nach langem, tiefem Schläfe an einem köstlichen Morgen erwacht wäre.

Von drüben, wo die Malschentiner Gespanne in langer Reihe das Erdreich pflügten, klang das Klirren der Schirren herüber. Ab und zu schnaubte ein Pferd, und der Zuruf eines Knechtes schallte durch die klare, durchsichtige Luft. Über eine Bodenschwelle stieg jetzt die Silhouette eines Reiters — Koczierowski, der, die Sonne im Rücken, auf sie zugeritten kam. Annemarie vermochte nur die äußeren Umrisse zu sehen, denn die Sonne, die hinter ihm stand, hielt ihn in einen violetten Schatten eingehüllt — er erschien ihr so merkwürdig groß, so stattlich, wie ein Reiterstandbild, das von seinem Sattel heruntergestiegen ist und nun über das Land reitet.

Wie gebannt hing ihr Blick an dem Reiter, der langsam auf sie zukam, als sähe er sie überhaupt nicht. Auf einmal überkam sie eine merkwürdige Nervosität — warum ritt er nicht schneller? Sah er denn nicht, daß sie auf ihn wartete? Konnte er sich nicht etwas beeilen, um ihr Bericht zu erstatten darüber, wie die Arbeit vorwärts ginge?

Und dann schlug ihr eine jähe Röte ins Gesicht — was ging sie denn die Arbeit auf dem Felde an, davon wollte sie ja doch gar nichts wissen — sie wollte ja doch nur den Mann in ihrer Nähe haben, den Mann, der da anscheinend so gleichgültig über das Feld ritt. Annemarie schämte sich vor sich selber. Sie wollte ihr Pferd wenden und zum Hofe zurückjagen — sie wollte — ja was wollte sie eigentlich? Seit einigen Wochen war sie schon von dieser inneren Unruhe geplagt. In der letzten Zeit war sie weniger mit Koczierowski zusammen gewesen. Der Verwalter hatte mit der Frühjahrsbestellung alle Hände voll zu tun gehabt und hatte die regelmäßigen Tischzeiten nicht einhalten können. Auch am Abend hatte er sich häufig entschuldigen lassen, weil er arbeiten müsse, und so hatte sie ihn oft tagelang nur flüchtig gesehen. Es war ihr, als meide er sie absichtlich. Sie wußte nicht, sollte sie sich darüber freuen oder es beklagen.

Sie konnte über ihre Gefühle dem Manne gegenüber nicht klar werden. Sein gewandtes Wesen, die untertänige Ritterlichkeit, mit der er ihr zu begegnen pflegte, die eiserne Energie, mit der er sich der verfahrenen Verhältnisse in Malschentin angenommen hatte — das alles waren Eigenschaften, die ihr den schlanken, eleganten Vollen überaus sympathisch machten, aber dann waren wieder Rüge an ihm, die sie direkt abstießen.

Er war nicht hart gegen die Gutsleute, mit denen sie während des langen Winters in ein immer vertrauterer Verhältnis getreten war, aber er war diesen alten, eingefessenen Arbeitern gegenüber von einer so verächtlichen Herablassung, daß es sie oft peinlich berührte hatte.

Er sah in ihnen nicht die treuen Mitarbeiter, die zum Teil seit Jahrzehnten Freud und Leid mit ihrer Herrschaft geteilt

hatten, sondern er betrachtete sie nur als kostspielige, auf das unumgänglich Notwendige zu beschränkende Brotesseer. Er hatte sogar darauf gedrängt, daß einige der Familien, die nach seiner Ansicht nicht mehr genügend Arbeitskräfte stellen konnten, entlassen werden sollten. Aber Annemarie hatte sich dagegen aufs äußerste gestraut — sie wünschte sie im Gegenteil noch fester zu machen, und ihr sehnlichster Wunsch war, die Arbeiter durch eigenes Land noch fester an die Scholle zu fesseln. Sie hoffte das später auch noch einmal durchzuführen, wenn die Verhältnisse in Malschentin wieder aus dem ärgsten heraus sein würden. Aber immer, wenn sie solche Zukunftspläne machte, trat Koczierowskis Gestalt wie ein drohender Schatten dazwischen. Würde er ihr dabei helfen?

Sie konnte sich — das empfand sie immer mehr — die Zukunft ohne diesen Mann überhaupt nicht mehr denken, und doch lag etwas in seinem Wesen, das sie abstieß. Nicht nur sein Verhalten gegenüber den Gutstagelöhnern war es — er war roh gegen Tiere. Selbst Sinske hatte seine Pferde mit einer gewissen Härlichkeit behandelt. Der Litauer, so wenig sympathisch sein Charakter auch sonst sein mochte, hatte für seine Pferde stets ein Stückchen Zuder in der Tasche gehabt, und hatte zu ihnen geredet, wie zu guten Freunden, aber Koczierowski sah in den edlen Tieren nur die vernunftlose Kreatur, die er seinem Willen gefügig machte, seinem schroffen, herrischen Willen.

Nur ihr gegenüber war er stets voll achtungsvoller Untertänigkeit, die ihr manchmal vorkam, wie das Verhältnis des Vasallen zu seiner Herrin.

Jetzt kam Jan von Koczierowski langsam über das Heidefeld geritten, auf dem sie hielt. Sie hörte das feine Knarren seines Sattelzeugs — sein Fuchs grüßte die vertraute Stallgefährtin durch freudiges Schnauben, und nun hielt er dicht neben ihr.

Annemarie schrak wie aus einem Traume auf. Sie schüttelte das trübe Gedankenetz, das sie umwoben hatte, von sich und bot dem jungen Manne die Hand zum Gruße: „Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, so muß schon der Prophet zum Berge kommen, Herr von Koczierowski,“ sagte sie mit leichtem Lachen, durch das ihre innere Stimmung noch herausklang. „Sie vergraben sich ja in der letzten Zeit völlig in Ihrer Arbeit. Oder hat die Einsamkeit in Malschentin auf Sie ansteckend gewirkt?“

„Das nicht, gnädiges Fräulein, oder wenigstens nicht im bösen Sinne. Aber dieser stille Winter hat mir — ich meine auch meinen innerlichen Menschen — außerordentlich gut getan. Man hat Zeit zur Einkehr gehabt. Ich habe an so manches aus meinem früheren Leben zurückgedacht, was ich heute lieber ungeesehen gemacht hätte. Namentlich das eine —“ Der Pole biß sich in die Oberlippe und sah mit finsternem Blick auf die glänzende Mähne seines Fuchses.

„Neue — Herr von Koczierowski? Haben Sie denn früher solche Untaten begangen, daß Sie heute mit Schauern daran zurückdenken müssen?“

„Untaten — nein, das, was man gewöhnlich darunter versteht, habe ich mir, glaube ich, nicht vorzuwerfen. Aber ich habe doch die größte Untat, wenn Sie es so nennen wollen, an mir selbst begangen,“ sein dunkles Auge glitt jetzt mit schwermütigem Ausdruck über das Mädchen an seiner Seite. In seiner Stimme lag heute ein so besonderer Klang, der Annemarie verwirrte. Sie beugte sich über den Hals ihres Pferdes und nestelte an seiner Kinnkette, um dem Manne ihre Befangenheit zu verbergen. So sah sie nicht das triumphierende Leuchten, das jäh über sein Gesicht ging. Als sie sich wieder aufrichtete, trugen seine Rüge wieder den schwermütigen Ausdruck, der ihr schon vorher aufgefalle war.

(Fortsetzung folgt.)

An den Abendstern.

Wie ruhig blinkt, aus wolkenloser Ferne,
Dein schönes Licht, du freundlichster der Sterne!
Wie lieblich wallt im See dein zitternd Bild!
Wie oft hast du, wenn ich vom West umfächelt
Auf Blumen lag, mir Seelenruh gelächelt,
Der Sehnsucht bitteren Harm wie oft gestillt!

Du blicktest auf den Bundeskreis der Brüder
Durch dieser Eiche spritzend Laubdach nieder;
Die meisten sind verstreut, und wandeln fern!
Du schimmertest beim schmerzlichen Umsfängen
Der Trennung, auf den Zählrentau der Wangen
Des Wiederfindens Hoffnung, schöner Stern!

Mona Renata.

Novelle von Kurt Mnger.

(Nachdruck verboten.)

Ein namenloser Chronist der Stadt Florenz, der im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts schrieb, erzählt zwischen seinen trockenen Aufzeichnungen der Stadtbegebenheiten und politischen Ereignissen hier und da Vorfälle des privaten Lebens. Er berichtet Knstleranekdoten, Schelmenstreiche und Liebesabenteuer, aber alles in einem ungezierten Stil und in sachlicher Weise. Nur an einer einzigen Stelle verlässt er seinen phantasielosen Tatsachenbericht und schmückt seine Darstellung ein wenig aus, sei es mit eigener Erfindung oder der Wiedergabe der damals umgehenden Schilderung. Es ist dies die kurze, traurige Geschichte der jungen Frau Renata, die den biedereren Chronisten wohl selbst erschutert haben mag, so fremdartig novellistisch ausgestaltet steht sie zwischen seinen nüchternen Notizen. Aber da ist sie selbst aus dem ungefgen Urtext ins geschmeidigere Deutsch übertragen.

In diesem selben Jahre vierzehnhundertdreissig beschäftigte um die Osterzeit ein betrblicher Vorfall die Gemüter.

Der Herr Francesco Melzi war ein nicht allzu beguteter Kaufherr, aber vom Schicksal gesegnet mit einer unendlich hold blühenden Tochter, Renata geheissen. Messer Francesco und seine Frau Emilia hatten eine erste Tochter früh verloren, und als viele Jahre später eine zweite kam, diese freudig als Wiedergeborene begrüsst. Sie wuchs heran, fast zu shn für die Erde. Die Jünglinge der Stadt bemühten sich um sie, obschon ihr Vater nicht reich zu nennen war. Aber sie schenkte ihr Herz einem gleichfalls Unbeguteten, der nichts als sein Talent hatte, einem Maer in der Werkstätte Ghilbertis, dem jungen Stefano. Ihre Mutter begünstigte diese Liebe; sie war damals schon eine alte Frau, da sie ihre Tochter nach fünfzehnjähriger Ehe geboren hatte, aber sie war von weichem und trumerischem Gemüt und liebte ihr Kind über alles. Auch muhte Stefano alljedem wohl gefallen, und sein Lehrmeister verhiesz ihm eine große Zukunft.

Aber nicht so Messer Francesco! Er gedachte, mit Hilfe seiner Tochter selbst höher zu kommen und grössere Unternehmungen beginnen zu können, und eiferte heftig gegen diese Liebe. Um so froher war er, als eines Tages ein neuer Freier auftrat. Das war der Herr Matteo Soderini, ein großer Bank- und Handelsherr, ein nicht mehr junger Witwer, Mitglied der Signorina und von bedeutendem Ansehen und Einfluß. Er hatte die shne sechzehnjhrige Renata auf der Straße wandeln sehen, war ihr gefolgt, in plglicher Liebe entbrannt, und freite nun bei ihrem Vater um ihre Hand.

Sie ward ihm ohne Bedenken zugesagt, und Renata muhte sich fügen. Die Einreden der Mutter halfen so wenig wie die Tränen der Tochter, und die Hochzeit wurde festgesetzt. Heimlich nahm Renata einen letzten Abschied von Stefano, und sie versprachen, einander nicht vergessen, aber auch nicht wiedersehen zu wollen, um sich das traurige Leben nicht noch trauriger zu machen. Und so zog Renata, einer Todesbraut ähnlicher denn einer, die mit der Krone des Lebens geschmückt ist, in den herrlichen Pala des Messer Matteo. Darin waren edle Kunstschätze gehäuft, eine Madonna des jungen Luca della Robbia war über dem Portal in die Rustika-Fassade eingelassen und begrüsst die Eintretende mit holdem Lächeln in ihrer Lilienhaube. Aber Renata wurde des Lebens nicht mehr froh. Sie saß in den hohen, kühlen Slen und schritt durch die weiten Korridore, waltete fast unbewußt ihres jungen Hausstandes, empfing mit angeborenem Adel ihre Gäste, aber kein Lächeln erhellte ihr blasses Gesicht. Sie zehrte sich auf in Sehnsucht nach dem Geliebten. Ihr Vater tat ihr zuliebe, was Brtlichkeit nur ersinnen konnte, er hufte Kleinodien und köstliche Gewänder vor ihr auf, ließ Musikanten kommen, die ihr aufspielten. Aber er ernetete nur Dankbarkeit. Seine junge Frau bltete sich auf seine Hand, legte die Perlenkette um ihren dünnen Hals, war ihm gehorjam und zeigte ihm nie ein unfreundliches Gesicht — dennoch vermochte sie nicht, ihn liebend und hingebend zu empfangen. Sie vermied auch fast, ihre Mutter zu sehen, als ob sie dadurch schmerzlich an vergangenes Glück erinnert würde. Ihr Vater hatte mit Hilfe des Messer Matteo manche glückliche Unternehmung ins Werk gesetzt, und seine Zustände blühten, als er auf einem Ritt nach Pisa stürzte und als toter Mann heimkehrte. Damals war Renata ein Jahr des Matteo treues und fgiges Weib und hatte den Stefano nicht wiedergesehen.

Da trat, bald nach des Herrn Francesco Tode, eines Nachmittags Frau Emilia in das Haus des Messer Matteo und sagte: „Erlaubt, Herr, daß meine Tochter heut zu mir kommt

und bis zum Vesperluten verweilt. Ich lasse mir einige neue Gewänder schneiden und hätte gern Renata bei den Frauen, die mir raten.“

Die Erlaubnis ward erteilt, und von zwei Dienerinnen begleitet, folgte Renata der Mutter. Aber noch unterwegs sagte Frau Emilia: „Liebes Kind, ich habe gesehen, wie Du Dich hrmst und sehnst, und weis auch, wo der Grund liegt. Und ich war längst bedacht, Dir beizustehen und Deiner Seele die Nahrung zu geben, die sie zum Leben und Blhen bedarf. Und nun höre: Gestern traf ich bei den Händlern auf der Brücke den jungen Stefano, und er erzählte, daß er in wenigen Tagen nach Frankreich aufbreche. Der König hätte ihn zu sich befohlen, um eine Kapelle auszumalen. Aber als er das sagte, stürzten ihm die Tränen aus den Augen, und er jammerte, er müsse nun die Stadt verlassen, wo Du lebst. Denn wenn er Dich auch nicht sähe, so wußte er Dich doch nahe. Da erbarmte ich mich seines Schmerzes und versprach ihm, er solle Dich noch einmal sehen, ehe er ginge. Nun wartet er in meinem Saale auf Dich.“

Da blieb Renata erschrocken stehen und sagte: „Wie, meinen Vatten soll ich verraten? Mutter, was habt Ihr getan! Lasset mich umkehren! Soll ich Stefano wiedersehen und von ihm gehen, daß mir das Herz ganz zerreist?“

Aber die Mutter entgegnete: „So soll ich zu ihm, der Dich über die Maßen liebt, mit solcher Botschaft zurückkehren, daß Du ihn nicht zum letzten Male sehen willst? Vielleicht kommt er nie mehr wieder hierher. Komm, Renata. Sieh, ich bin Deine alte Mutter und rate Dir nichts Böses!“ Und so sprach sie noch viele berredende Worte, bis Renata das elterliche Haus betrat.

Da wartete in einem kleinen Gemach, in das die Mdonna schen, Stefano. Die Mutter blieb draußen, nachdem sie die Dienerinnen unten warten geheissen, und Renata trat ein. Aber sie blieb an der Tür stehen, so weis wie Zinnen, und sagte: „Stefano, rhre mich nicht an, denn ich bin eines anderen Gattin und könnte nicht weiterleben, wenn ich ihn verrate. Sieh, ich liebe Dich und werde nie aufhören, Dich zu lieben. Und wenn ich bedenke, daß Du mir entrisen bist, sticht mir das Blut. Wenn Du in der Fremde bist, sei eingedenk, daß ich Dich alle Stunden segne. Du wirst ein großer Künstler werden, Stefano, und die Kunst wird Dir helfen. Sieh mich an, Stefano, ich bin ganz Dein, und nun la mich gehen.“

„Renata,“ sagte Stefano, „verweile. Ich rhre Dich nicht an. Aber la mich Deinen Anblick trinken. Du sollst als Madonna in der Kapelle thronen, die ich ausmalen werde. Renata, sieh, ich werde nicht mehr wiederkehren nach Florenz. Renata, alle Nächte bin ich an Deinem Haus vorübergegangen, ich kstete Deine Schwelle und Deine Tür. Aber wenn ich Dich von fern sah, wich ich aus, um Dir durch meinen Anblick keine Qual zu bereiten. Renata, ich bete für Dein Glück. Ich will arbeiten. Du sollst glücklich sein.“

Und also sprachen sie zueinander, fernstehend und sich nur inbrunstig betrachtend. Sie achteten die Bestimmung ihres Geschicks und berührten sich nicht. Aber plglich hrten sie Lärm im Haus, einen Schrei der Frau Emilia, und schon ward die Tür aufgerissen, und die Mutter stand darin und rief: „Der Messer Matteo!“

Da schrie Renata auf und flog in ihrer Angst zu Stefano, der schützend den Arm um sie legte, aber er hatte keine Waffe bei sich. Und plglich trat der Herr Matteo ins Zimmer mit drei Bewaffneten, blieb wie ein Gebannter stehen, als er seine Frau in des Jünglings Armen sah, und sagte endlich: „Bindet ihn.“

Es geschah alsobald, und Stefano wehrte sich nicht. Dann wurde Frau Emilia, die fliegend und weinend am Boden lag, hochgerissen und gebunden, und Messer Matteo befahl, die zwei Gefesselten an die Wand zu stellen. Dann sagte er zu seiner Frau, die ans Fenster geflohen war und wie benutzlos allem zusah: „Verteidige Dich.“

Aber sie schwieg und hob den Kopf. Die Angst schwand aus ihren Zügen, und sie bltete stolz und gefaßt. Da sagte Frau Emilia: „Herr, sie ist schuldlos. Ich habe sie mit mir geführt und bin allein strafwürdig. Ich erwarte den Tod.“ Und Stefano sagte: „Messer Matteo, Eure Frau ist rein wie Morgentau, und nur die Angst ließ mich den Arm um sie legen. Kein Wort und keine Berührung hat Eure Ehre verletzt. Lasset die ehrwürdige Frau Emilia frei und tötet mich.“



Fischermädchen aus der Bretagne. Nach dem Gemälde von Feytaud-Perrin.

Aber Messer Matteo schwieg und sann. Endlich sagte er: „Einer soll sterben. Ich will nicht nach Schuld und Urheber fragen, aber eines Blut soll diese Schmach von meiner Ehre abwischen.“

„Keine Schmach!“ rief Stefano.

Aber Renata sagte: „Schweige!“ Und sie richtete sich stolz und erhaben auf und sagte: „Matteo, nimm mein Leben. Diese beiden sind schuldlos und schuldig nur ich, denn ich liebe diesen. Ich habe nie gegen Euch gesehlt; das sage ich, weil ich im Angesicht des Todes stehe. Ihr wißt, da lügt man nicht. Und nun nehmet mein Leben.“

Da lachte Messer Matteo laut auf, zog einen Dolch aus der Scheide, gab ihn seiner Frau und sagte: „Sieh! Deine Mutter oder Dein Geliebter dort, einer von ihnen muß sein Leben lassen. Und Du sollst es ihm nehmen. Entscheide und stich zu. Tußt Du es nicht, so haben beide ihr Leben verwirrt und sterben von meinen Knechten. Also rette ihm oder ihr das Leben und stoß zu.“

Da richtete Renata den Dolch auf ihre eigene Brust, aber ihr Mann fiel ihr in den Arm und sagte: „In diesem Falle schicke ich Dir beide nach. Tritt hin und töte Deine Mutter oder Deinen Geliebten.“ Und mit diesen Worten trat er zurück und weidete sein graufames Herz an seines Weibes Qual.

Da sprach die Mutter: „Renata, stoß zu. Sieh, ich bin alt und mein Leben unnütz. Ich bin es, die mit meiner unbesonnenen Liebe Unheil über uns alle gebracht hat. Stefano ist jung und hat große Werke vor sich. Vor ihm liegt das Leben. Aber ich bin reif für den Tod. Küsse mich, Renata, und stich zu. Gott wird es Dir verzeihen. Ich werde für Dich beten. Ich bitte Dich, Tochter.“

Aber Stefano sagte: „Madonna Renata, ihr, die Euch das Leben gegeben hat, wollt Ihr das Leben nehmen? Ihr könnt Euch nicht Eurer Mutter berauben. Kein zweites Mal findet Ihr Mutterliebe. Und mir ist diese Erde verleidet, seit Ihr solches Leid erfahren müßt. Laßt mich Eure Hand küssen und treffet mein Herz. Meine Werke werden Größere vollenden. Seht, von Eurer Hand zu sterben, ist mein herrlichster Gewinn. Stoßet zu, Madonna, und drückt mir die Augen zu.“

In solcher Weise sprachen die beiden dem Tod Geweihten lange und fruchtlos, sie flehten mit ihren gebundenen Händen, die Greisin und der Jüngling, und jeder suchte Renata zu überzeugen, daß er zu sterben am glücklichsten sei und der andere das Leben verdiene. Aber Renata hörte nicht mehr. Zerrissen von dem Kampf zwischen der Liebe zu Mutter und Freund, sie selbst zur Mörderin eines geliebten Wesens bestimmt, war sie zusammengebrochen. Sie lag da am Boden, hatte den Dolch fortgeschleudert und schob endlich zu ihrem Gatten hin und flehte mit stummen Blicken.

Messer Matteo stand mit verschränkten Armen. Er hörte dem Streit der Gefesselten zu und sah mitleidslos auf seine junge Frau hinab. Aber plötzlich schien es, als bräche etwas in ihm. Seine Arme fielen hinab, und er sagte: „Renata, sieh mich an.“

Sie hob den Kopf, und da konnte er wohl die Reinheit ihrer Seele in ihren Augen finden. Er sah sie lange an. Sein Gesicht, in das verwirrt das graue Haar hing, begann zu

zucken, und endlich sagte er: „Wartet hier auf meine Entscheidung. Ihr bleibt in meinen Händen.“ Er ließ zwei Bewaffnete zurück und schritt aus der Tür.

Die Stunde ging hin und eine zweite, und es dämmerte schon. Die drei Unglücklichen verharrten schweigend, sie versuchten oft, zueinander zu sprechen, aber der Schmerz lag ihnen auf der Kehle.

Endlich tönten im Hause Schritte, und sie erbehten, denn nun kam der Tod. Die Tür ging auf, aber herein traten zwei Mägde mit Gewändern und Wäsche über dem Arm, Diener folgten mit Hausgerät, und zuletzt kamen zwei starke Männer, die trugen die schwere Brauttruhe der Renata, die ihr die Eltern in das Haus des Gatten mitgegeben. Sie schlugen den Deckel zurück, und da lag drinnen das Vinnen der jungen Frau, ihre Gewänder, Schleier und das Kästlein mit ihrem Schmud. Und als alle ihre Last abgelegt, so war es das ganze Heiratsgut der Renata, das man ihr in das Haus der Mutter getragen. Und eine Dienerin trat vor, überreichte ihr einen Brief, und darauf zogen sich alle zurück, auf ein Wort eines Dieners auch die Bewaffneten, und nunmehr waren die drei allein.

Da zerschchnitt zuerst Renata die Fesseln der beiden Geliebten und las dann ahnungsvoll den Brief. Messer Matteo aber schrieb: „Mona Renata, ich habe Euch sehr geliebt, und es war mir nie vergönnt gewesen, Euch meine Liebe anders denn in feilen Geschenken zu beweisen. Lasset mich nun handeln. Ich schenke Euch das Leben Eurer Mutter und Eures Freundes und gebe Euch frei. Verzeihet mir die Grausamkeit, mit der ich Euch quälte. Ich hoffe, meine Tat jetzt wird mir Vergebung bringen, schon insofern, als ich Euch Euren Glücke nicht länger vorenthalte. Entlasset die Magd Lufrezia aus Euren Diensten, denn sie hat Euch verraten. Mona Renata, ich liebte Euch immer sehr, ich glaube an Eure Unschuld trotz allem, was meine Augen sahen. Vergebet mir und schenkt mir ein Gebet. Ihr seid frei, werdet nun glücklicher, als ich Euch machen durfte.“

Als Renata geendet hatte, sprach keiner etwas. Es wurde finster in dem Gemach, da sagte die junge Frau: „Und ihn, der mich so liebt, soll ich verlassen? Stefano, liebt er mich weniger als Ihr? Darf ich ihn verlassen und Euch gehören? Unrecht ist, was ich auch tue. O Mutter, rate mir. Ich darf zu ihm nicht zurückkehren, und ich kann Dir nicht folgen, Stefano, wenn er allein und unglücklich zurückbleibt.“

Sie antworteten ihr nicht. Da stand sie auf, schlang einen dunklen Schleier um sich und ging zur Tür. Sie sagte: „Aber dennoch weiß ich plötzlich, was ich zu tun habe. Die Jungfrau hat mich erleuchtet.“ Sie küßte die Mutter und den Geliebten und verließ das Gemach.

Sie kehrte in der Nacht nicht zurück, und am frühen Morgen ging Frau Emilia zu Messer Matteo. Er saß über einem Buch, sah auf, als sie eintrat und fragte: „Ist meine Tochter bei Euch, Messer Matteo?“

Er sah sie nur an und schüttelte den Kopf. Da schrie die Mutter auf und sagte: „So hat sie sich ein Leid getan.“

Am Abend dieses Tages kehrte die junge Renata zurück. Bauern brachten sie auf einem Wagen gefahren vor das Haus ihres Gatten. Der Arno hatte sie außerhalb der Stadt ans Land geschwenkt, und sie war tot.

— ♦ Hänschen. ♦ —

(Fortsetzung.)

Roman von Heinrich Wildau.

(Nachdruck verboten.)

„Aber das geht doch nicht, Marie.“ Der Doktor wollte sie durchaus zur Ruhe bringen. „Gehen Sie jetzt in Ihre Kammer und legen Sie sich schlafen, so lange ich noch hier bin.“

„Und dann gehen Sie doch fort — darauf warten Sie nur. Nein, ich bleibe auf und wenn Sie bis morgen früh hier bleiben. — Heute geh' ich nicht schlafen. — Ich werde einen ordentlichen Kaffee brühen, der macht munter — und Sie müssen hier bleiben — sonst geh' ich überhaupt aus dem Haus — und laufe draußen auf und ab.“

„Aber Marie,“ begann der Doktor wieder, „ich sagte Ihnen doch schon, es geht aus Anstand nicht, daß ich hier bleibe. Was sollen die Leute denken.“

„Det kann Ihnen ganz schnuppe sein. Sie sind verlobt, und da hat sich keiner drum zu kümmern. Da können Sie so lange bleiben, wie Sie wollen. — Det is mit mir was anderes, wenn der Kolonial-Ede hier bei mir bleiben wollte, — und das geht doch nicht.“

„Und jetzt seien Sie ruhig, Marie,“ mischte sich Schwester

Martha ein, „der Herr Doktor muß nach Hause, der kann dort auch von Patienten verlangt werden.“

„Ach, und wenn schon. — Wenn einer sterben soll, kann der Herr Doktor auch nicht helfen. Das sehen Sie ja hier. Nee, nee“ — das Sacktuch kam wieder vor die Augen, das Geheul wurde noch intensiver und jetzt immer unterbrochen durch die schreienden Worte: „Ich sterbe vor Furcht — der Herr Doktor muß hier bleiben.“

Er sah ein, daß er tatsächlich bei der fast krankhaften Furcht, die sie sonst so brave Marie gepackt hatte, nichts anderes machen konnte, als im Hause zu bleiben.

„Also gut, Marie, — dann machen Sie jetzt einen guten Kaffee und ich werde hier bleiben.“

Schwupp, fast blitzschnell verschwand das Taschentuch. Noch einen Druck mit der Faust vor die roten Augenlider und dann stand sie schon am Kochherd, setzte das Wasser auf und langte zur Kaffeemühle, in die sie mit lautem Geräusch aus einer Blechdose die Kaffeebohnen schüttete.

Jetzt gingen die beiden aus der Küche wieder zum Balkonzimmer.

Als sie dasselbe betraten, wunderten sie sich, daß hinter ihnen ein mahlenbes Geräusch hörbar wurde.

Der Doktor drehte sich um und sah, wie die Marie, die Kaffeemühle über den fetten Leib haltend, ununterbrochen Kaffee mahlend, ihnen nachkam.

„Na, was wollen Sie denn, Marie? Bleiben Sie doch mit der Kaffeemühle in der Küche.“

„Nicht zu machen. Allein bleib' ich nicht — ich bleibe heute nacht, wo Sie sind. Ich schreie sofort los, wenn ich Sie nicht sehe.“

Es half ihnen beiden nichts, Marie mahlte Kaffee in dem Zimmer, und als die letzte Bohne zermalmt war, meinte sie treuherzig: „Nun kommen Sie mal mit in die Küche, da werde ich den Kaffee aufbrühen.“

Jetzt wurde die Situation selbst dem Doktor so komisch, daß in sein ernstes Gesicht ein Lächeln kam.

Sie mußten tatsächlich mit dem vor Furcht zitternden Mädchen in die Küche gehen, dort zusehen, wie sie den Kaffee aufbrühte, ihn in eine Kanne einschenkte, während Schwester Martha die Tassen nahm und auf ein Tablett mit Zucker, Milch und Kaffeebox stellte und, von der Marie gefolgt, wieder zu dem Balkonzimmer ging.

Dort machte sie jetzt erst Licht.

Die Marie deckte den Tisch, stellte zwei Kaffeetassen darauf, während sie die dritte Tasse abseits beim Ofen auf einen Stuhl stellte.

Dort setzte sie sich dann hin, die vollgeschenkte Kaffeetasse auf dem Schoß, und blickte mit zufriedener, verklärtem Gesicht auf das junge Paar, das da vor ihr am Tisch saß und schweigend seinen Kaffee trank.

Nach einer Weile sagte sie: „Sie werden doch nun bald heiraten, Herr Doktor. Ich bliebe zu gern bei Ihnen.“

„Aber Sie sind doch ein Angsthase, Marie.“

„Nee, bei Ihnen nicht, da habe ich nie Furcht. Da kann kommen, was da will. Und arbeiten kann ich. — Da fragen Sie mal Ihre Braut danach. — Ich mache die ganze Wäsche allein. Ich bin nicht so wie die neumodischen Mädchen, die selbst 'ne Bedienung brauchen. Wenn ich keine Arbeit habe, fühle ich mich unglücklich.“

„Das stimmt, Marie,“ bezeugte Schwester Martha, „arbeiten tun Sie für drei.“

„Na also, Herr Doktor, dann werden Sie mich wohl in Ihrem zukünftigen Haushalt sehr gut gebrauchen können.“

So saßen sie bis in die tiefe Nacht hinein. Als es zwei Uhr war, sagte der Doktor: „Geh' bitte schlafen, Kind. Du kannst doch nicht die ganze Nacht hier aufsitzen.“

„Ja, und Du?“

„Schick mir irgend eine Reisendecke durch die Marie, und ich lege mich hier im Nebenzimmer auf die Chaiselongue.“

„Und Du hast keine Bequemlichkeit, Du Aermster.“

„Nicht so gefährlich, mein Schatz. Du siehst doch, daß Du mit der Marie hier nicht gut allein bleiben kannst, und da schlage ich mir schon mal die eine Nacht um die Ohren. Außerdem habe ich mir überlegt, ist es ganz gut, wenn ich morgen früh gleich hier im Hause bin und die nötigen Anordnungen und Formalitäten beim Standesamt und der Polizei erledige.“

„Also geh' jetzt schlafen, gute Nacht.“

Sie entwand sich schnell seinen Armen, da es ihr peinlich war in Gegenwart der Marie, die auch wirklich treuherzig sagte: „Ich kief nich hin, das wäre ja noch schöner. — Ich werde so lange raus gehen.“

„Nein, nein, Marie,“ sagte Schwester Martha, „bleiben Sie nur hier. Doch erst kommen Sie mit, ich werde Ihnen oben in meinem Zimmer eine Reisendecke geben.“

Aber Marie rührte sich nicht.

„Nein, nicht ohne den Herrn Doktor. Ich soll über die dunkle Treppe gehen — um Gotteswillen — da könnte mir der Lote entgegenkommen. Ich krieg' den Schlag. Tun Sie mir den einen Gefallen —“

„Schon gut, Marie.“

Der Doktor ging zur Tür. „Also kommt.“

Ihm dicht auf den Fersen folgte die brave Marie — und als er mit der Reisendecke unter dem Arm die Treppe hinunterging, da hielt sie sich so dicht hinter ihm, daß er sich wunderte, wie leichtfüßig die schwere Person noch war.

Und unten mußte er auf ihre Bitte ihr gestatten, daß sie sich in nächster Nähe von ihm setzte und das Licht in dem Zimmer anzündete, wo die Chaiselongue stand. —

Lautes Schnarchen ließ den Doktor am Morgen erwachen. Das war die Marie, die in dem Stuhl eingeschlafen und den Kopf hinten über die Stuhllehne gelegt hatte.

Der Doktor sprang auf, sah das golden flutende Licht der Maienjonnen, das in das Zimmer drang, löschte das Gaslicht aus und dehnte und reckte sich, um seinen Körper wieder geschmeidig zu machen, denn gut hatte es sich nicht gelegen. Oben hörte er auch Schritte, seine Verlobte war ebenfalls aufgestanden.

Dann gab er der Marie einen Klaps, schlaftrunken blickte sie ihn an, wußte erst nicht, wo sie sich befand und sammelte nur allmählich ihre Gedanken.

„Aufwachen, Kaffee kochen, Frühstück besorgen. Los —“

„Ja doch — ja doch — wie komme ich denn hier auf den Stuhl — was ist denn los — Totte doch, nee — ich bin ja schon auf.“

„Haben Sie alles vergessen, Marie?“

„Gerrgott ja — nun weiß ich Bescheid — Gott sei Dank, daß es Tag ist — nun braucht man sich doch wenigstens nicht mehr zu graulen.“

Dann ging sie hinaus, um das Frühstück zu besorgen.

Dr. Lattmann erschrak sich indessen durch eine kalte Wajchung und setzte sich dann an den Tisch, um den Totenschein auszufüllen.

Dann kam seine Verlobte, ausgeruht und frisch, wie eine junge Maienblüte.

Zum erstenmal trug sie, so lange der Doktor sie kannte, nicht die Schwestertracht.

Auch ihre sonst glatt gescheitelten Haare waren leicht gewellt, und das hellgraue Morgenkleid, das sie angelegt, kleidete sie so vorzüglich, daß der junge verliebte Doktor sich nicht halten konnte und sie ungestüm in die Arme nahm.

Ja, das war die Frau, die er sich wünschte.

„Laß Dich anschauen, Kind,“ rief er — „wie verändert Du ausiehst. — All der traurige Ernst des Lebens ist fortgenommen. — Wie Dich doch die erste Tracht entstellt hat.“

„Und trotzdem hast Du mich lieb gewonnen?“

„Das weißt Du ja —“

Die Marie trat ein, besorgte den Frühstückstisch. Sie setzten sich und nachdem sie gegessen und getrunken, machte sich der Doktor fertig, um zum Standesamt zu gehen und dann nach der Stadt zu fahren.

15.

Das erste, was die Frau Pastor tat, als ihr der Sohn die Kunde von dem Ableben ihres Bruders brachte, war, daß sie zu dem Sohn sagte: „Dann mußt ich sofort mit Grete in ein Trauermagazin fahren und von dort zum Grunewald hinaus. Du mußt mir zu dem Zweck Geld geben.“

„Was willst Du draußen im Grunewald?“

„Was ich dort will? Es ist doch selbstverständlich, daß ich als die nächste Verwandte — es war doch mein Bruder — bis alles erledigt ist, die Bügel in die Hand nehme. Hat Dein Onkel etwas von einem Testament gesagt?“

Der Doktor wollte nicht darauf hinhören. Ihm war es peinlich, wo der Verstorbene noch nicht beerdigt war, daß die Mutter ihn nach dem Testament fragte.

Er wich aus.

„Ich werde Dir das Geld geben. Du kannst mit Grete Deine Einkäufe machen und dann nach dem Grunewald kommen. Ihr werdet mich dort antreffen.“

„Und daß Du den blauen Schlips ablegst und Dir eine schwarze Kravatte kaufst, auch nicht vergißt, um Deinen Hut einen Trauerflor legen zu lassen, und wie es bei den Herren Sitte ist, auch um den Ärmel am Ueberzieher. Ueberhaupt, den hellen Ueberzieher darfst Du jetzt nicht tragen. Du wirst Dir auch einen dunklen Ueberzieher anschaffen müssen.“

Mein Gott, dachte der Doktor, wie merkwürdig doch die Frauen sind, da hatte er alles andere im Kopf, als solche Neuherlichkeiten.

„Ja, ja, Mutter, ich werde das alles besorgen.“

„Und nun mußt Du in ein Sarggeschäft. Ich kann den Gang nicht machen. Das wirst Du tun müssen.“

„Ich werde das alles besorgen, laß mich jetzt zufrieden. Hier sind zweihundert Mark, die werden doch genügen.“

Die Frau Pastor nahm das Geld, steckte es in ihren Pompadour und verließ das Zimmer.

Als der Doktor in sein Arbeitszimmer trat, kam ihm Grete nach. „Du, Walter — Onkel ist tot?“

„Ja, Grete.“

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges

Räume und Bürsten aus Celluloid oder Silber reinigt man in lauwarmem Wasser, dem man etwas Salmiakgeist zufügt. Holzbürsten verlieren hierbei leicht die Farbe, darum begnüge man sich in diesem Falle mit Wasser und Seife.

Wie ist unbenutztes Silber vor dem Gelbwerden zu bewahren? Indem man es so reichlich mit Mehl bedeckt, daß es völlig darin vergraben ist.

Feines Pflaumenmus. Man nimmt 1500 Gramm reife Pflaumen, schält sie und befreit sie von den Steinen. Dazu kautert man 625 Gramm Zucker, kocht die Pflaumen, mit ganzem Zimmt darin, bis es ein dickes Mus ist, und füllt es in Gläser.

Warmer Kartoffelsalat mit Speck. Die Salatkartoffeln werden in der Schale gekocht, dann abgezogen, in Scheiben geschnitten und möglichst warm mit folgender warmer Sauce gemischt. Ein gut Stück fetter Speck wird in kleine Würfel geschnitten, ausgebraten, die Grieben herausgenommen und warm gehalten, während man in dem flüssigen Fett zwei bis drei in kleine Würfel geschnittene Zwiebeln gar schmort (sie müssen aber weiß bleiben). Dazu gibt man etwas milden Essig, am besten Zitrobin, etwas Salz, weißen Pfeffer, eine Messerspitze Zucker und etwas saure Sahne, schmeckt ab und schüttelt die Kartoffelscheiben gut damit durch.

Reis à la Portugal. Man wäscht 400 bis 500 Gramm schönen Reis, kocht ihn in Wasser, in welches man den Saft von einigen Zitronen träufelt. Die Körner müssen ganz bleiben und kommen dann in eine Kasserolle mit 200 Gramm Butter und dem nötigen Zucker, worauf man den Deckel auflegt und die Kasserolle ins Rohr stellt, bis alle Feuchtigkeit des Reises aufgesogen ist. Nun kommt er in eine andere Kasserolle und wird mit zwei Löffeln Orangenzucker, 100 Gramm Smyrnatraubentrosinen und einer Mischung von eingemachten Früchschalen gemengt, das aus in Würfel geschnittenen Schalen von Zitronen, Orangen und Pomeranzen, wie auch einigen Löffeln Pistazien besteht. Hierauf rührt man noch den Schnee von zwei Eiweiß und 7—8 Eigelb hinein. Man gießt die Masse in eine mit Butter ausgestrichene Form, stellt sie in eine Kasserolle, die zur Hälfte mit kochendem Wasser gefüllt ist und kocht den Pudding im Rohr mit Feuer auf

dem Deckel der Kasserolle. Dann stürzt man ihn auf eine Platte, umgibt ihn unten mit Orangevierteln und serviert dazu Aprikosensauce mit Orangengeschmack.

Allerlei Kurzweil

1. Rätsel.

Lieulich wach' in der Flut ich empor, den Menschen zur Freude,
Wenn ihr ein Zeichen vertauscht, bring' ich den Schiffen Gefahr.

2. Begerbild.



im ben Blumen-Ornamenten.
S Lösungen: 1. Rätselhofe — 2. Die Blumen in liegt unten

Lustige Ecke

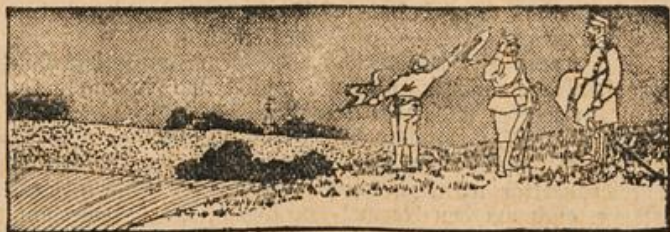
Flaggen-Signale.



1. „Wir sind bemerkt worden —“



3. „Herr Leutnant, sehen Sie doch mal nach, warum da immerfort weiß signalisiert wird!“



2. Unser Signal wird erwidert!“



4. „Ist das ein miserabler Weg!“ —

Uebertrumpft.

„Mein Großvater starb im Alter von 94 Jahren!“

„Und meine Großmutter war 108 Jahre alt, als sie starb!“

„Das ist gar nichts! Ich habe Verwandte, die überhaupt noch gar nicht tot sind!“

Verblümt.

Reitlehrer: „Nun, Sie kommen zu Fuß nach Haus, Herr Karfunkelstein?“ — Kommiss: „s Pferd hat gewollt weiter, ich habe gewollt nach Haus; hab ich durchgesetzt meinen Willen!“



5. — „Ach so!“

Frauen-Logik.

Frau (zum Manne, der wiederholt von der Jagd mit winzigen Hasen heimkehrt): „Ich begreife Dich nicht, Mann, daß Du Dir immer den Schund austreiben läßt!“

Mißverständene Koloratur.

Zwei Dienstmädchen bekommen von ihrer Herrschaft Plätze für die Oper „Zauberflöte“. Als die eine zur „Königin der Nacht“ die große Arie singt, sagt die eine zur anderen: „Du, so schön hab i no nie jodeln gehört!“